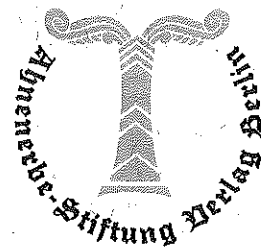


Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 8 / August 1942

RM 0.60

VERLAG
BUECHER
UNION
BERLIN

Inhaltsverzeichnis

Friedrich Saefstel	Der altenglische Hallen-Bau	265
Franz Altheim	Germanen und Iranier (Schluß)	277
Herbert Weinelt	Die frühgeschichtliche Wehranlage im Forst Domnache bei Eufanger (Voire Inferieure)	290
Aus der Landschaft	Volkmar Kellermann, Der Eseler Johanne	296
Die Bücherwaage	K. H. Jacob-Griesen, Urgeschichtsstudien beiderseits der Niederelbe	299
	Birger Pering, Heimball, Religionsge- schichtliche Untersuchungen zum Ver- ständnis der altnordischen Edderwelt	300

Der Umschlag wurde von Eugen Herdinger, Augsburg, gestaltet unter Verwendung seines Holzschnitts aus dem Buche „Der Jahresring“ von J. D. Plassmann.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 8.

Bezugspreis: Einzelheft M. - 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post M. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Friedrich Saefstel / Der altenglische Hallen-Bau

Ein Beitrag zur Ermittlung der Träger des Baugedankens in England sowie zur Entwicklungsgeschichte der gemeingermanischen »Halle«.

Zunmittelbar neben dem Münster von York, dessen heutiges Bild sich aus Bauteilen des 13.-15. Jahrhunderts zusammensetzt, liegt im Osten das »St. William's College«. Der breitgelagerte Bau zeigt eine Zweiteilung, die bereits beim ersten Anblick auf eine wechselvolle Baugeschichte hinweist. Hier hat - nach den mir zugänglichen Nachrichten - ursprünglich ein Haus gestanden, das der Abtei von Hexham (30 Kilometer westl. Newcastle) (1) gehörte. 1451 wurde es durch »Barwick the King-maker« erweitert, um die »Chantry-Priests of the Minster« (Geistliche der Seitenkapellen) unterzubringen. Der mit den Gestalten der Jungfrau mit Kind und des Kindträgers Christophorus geschmückte Toreingang dieses Gebäudes ist erhalten geblieben. In späterer Zeit kamen weitere Neubauten hinzu. Nach der Reformation wurde das Gebäude allgemeinen, weltlichen Zwecken zugeführt. Karl I. stellte hier eine Druckerpresse auf; dann wurden darin Mietwohnungen eingerichtet. Schließlich wurde es wieder in den alten Zustand zurückgeführt und wird jetzt für die Abhaltung von Diözesan-Konferenzen und -zusammenkünften verwendet.

Die Bedeutung der ganzen Baustelle wird durch die frühe Baugeschichte des Münsters selbst belegt, das in einer lateinischen Inschrift (Vorhalle zum Kapitelhaus) bezeichnet ist:

»Wie die Rose die Blume unter den Blumen ist,
so ist dies das Haus der Häuser.«

Unter dem normannischen Chor des Münsters liegt die Krypta, deren wesentlichster Teil erst nach dem großen Brand des Münsters von 1829 entdeckt worden ist. Er ist anscheinend mit Erde gefüllt worden, als der Chorbau von 1400 errichtet wurde. In dieser Krypta befindet sich noch heute eine Quelle, in der nach der Überlieferung König Edwin von Northumbria 627 durch den ersten Erzbischof von York Paulinus getauft worden sein soll. Damals stand um die Quelle der erste, hölzerne Kirchenbau. Ihm folgte ein sächsischer Kirchenbau aus Stein. York ist Kirchenmittelpunkt der »Northern Province«. Der Erzbischof führt den Titel »Primate of England« und ist - nach dem Erzbischof von Canterbury - der zweite kirchliche Würdenträger der Englischen Kirche. York erhebt aber auch den Anspruch darauf, die zweite Stadt Englands zu sein. Die Lord Mayor von London und York sind die einzigen Bürgermeister, die den Titel »Right Honourable« führen.

Die Lage von York wird als Stadtgründung am Zusammenfluß zweier Ströme nicht nur durch eine »heilige Quelle«, d. h. als ein Glaubensmittelpunkt des Nordens von England in vorchristlicher Zeit, sondern auch durch die Vereinigung von »Römer-Straßen« gekennzeichnet. Diese folgten jedoch auch in England den vorgeschichtlichen Haupt-Handelswegen. Der Unterbau von »St. Williams' College« ist aus Quadern gefügt. Sein vorspringender Oberbau besteht durchweg - auch in dem eindrucksvollen Innenhof - aus dem charakteristischen Bündwerk (half-timber), das als »post and pan« bekannt ist: breite, kräftige Eichenständer werden so dicht auf die Grundschwelle gestellt, daß die zwischenliegenden Felder ursprünglich

nur der Ständer-Breite entsprechen. Da fast durchweg weder Querriegel noch Streben das Gefüge der senkrechten Ständer schneiden, wirkt ein solches Bündwerk ersichtlich »nordisch«. Es erinnert an den »Stabbau« Norwegens.

Träger dieses Baugedankens sind Eroberer Englands von nordischer Herkunft: Angeln und Normannen. Die letzteren sind als Nachkommen der nordischen Wikinger auch Schöpfer einer art eigenen Baukultur in der Normandie, die bis in unsere Tage hinein ihr nordisch-gebundenes Gepräge nicht verloren hat.

Die Holzkirche von Honfleur gibt einen eindrucksvollen, bisher noch unbekannten Beleg für die Normandie als Bindeglied zwischen Skandinavien und England und für die Normannen als Träger des nordischen Baugedankens sowohl der »Halle« wie auch des »post and pan«-Bündwerks. Beides ist gerade im Hinblick des Westgiebels dieses Holzbaues eng gebunden zu eindrucksvollster Klarheit.

Auch der freistehende Glockenturm dieser normannischen Kirche bewahrt in seinem Baugedanken: »Vierständer – Mittelgerüst, um das vierseitig Seitenschiffe herumgelegt sind« Erinnerungen an die in gleicher Weise konstruierten Stabkirchen Norwegens.

Ein Beweis dafür, daß auch die Angeln bereits vor ihrem Übersetzen nach England das gleiche Bündwerk an ihrem Hausbau gepflegt haben, fällt am heutigen Hausbestand ihres ursprünglichen Siedlungsgebietes schwerer. Bemerkenswert ist jedoch, daß sich auch in Fachwerk-Rückzugsgebieten der Landschaft Angeln Reste einer ausgesprochen »engen« Ständerstellung finden. Auch der noch heute auffallende grundlegende Unterschied zwischen dem Fachwerk dänischer und jütischer Landschaften einerseits, sowie dem deutscher Landschaften andererseits ist heranzuziehen: Das erstere kennt weder die »Fachbildung« noch liebt es Streben, Kopfbänder usw. Die senkrechten, noch recht eng stehenden Ständer werden – wie hier bei St. William's College – höchstens durch einen waagerechten Riegel geschnitten, der die Fensterbrüstung bildet.

Die enge senkrechte Ständerstellung der äußeren Wand, deren Zwischenräume ursprünglich durch senkrecht stehende, in Ständer-Ruten fassende Bretter geschlossen waren, ist gebunden an das nordische »Ans-Dach«, das im Gegensatz zum Sparrendach eine enge Lage der Dachhölzer (nord. raptr, engl. rafter) kennt. Es war die Dachkonstruktion auch der »Halle«.

Später werden auch im »post and pan«-Bündwerk Englands die Zwischenfelder zwischen den Ständern in dem Maß breiter, wie das Eichenholz knapper wurde. Schließlich entstand durch Einsetzen von Riegeln, Streben, gelegentlich auch von sinnbildartigen Kreisen, Würfeln, Winkeln usw. das »post and truss«, d. h. das »Fachwerk«. Auch die Normandie kennt beide Bündwerk-Arten. Das in Abbildung 4 gezeigte Fachwerkhaus in Honfleur steht am Platz der Holzkirche und gibt ein prächtiges Beispiel für die Übergangszeit zwischen Post and pan- und Post and truss-Bündwerk: die senkrechten Ständer stehen noch dicht, jedoch sind bereits Querriegel und Streben eingebaut, sowie eindrucksvolle Sinnbilder als Fachwerkfüllung verwendet.

Die Blütezeit des »post and pan« wird nach englischen Quellen in die Zeit von 1550–1630 gesetzt. Hierdurch scheint bei den sonst für die beiden großen Innenräume des Obergeschosses widersprechenden Baujahr-Angaben (1291 und 1453) ein Hinweis darauf gegeben zu sein, daß das Hallen-Gerüst von St. William's College nicht vor 1400–1450 errichtet worden sein wird (2).



Abbildung 1. St. William's College, York, Außenansicht, Lichtbild Saefel 1939.

Das Baujahr der größeren der beiden Hallen, die jetzt »Maclagan Hall« genannt ist, wird mit 1453 angegeben, während für die kleinere Halle »the house of Laymen«, kein Baujahr angegeben wird. Neben ihr liegt allerdings ein kleiner Nebenraum, dessen Wände mit farbigem gotischem Rankenwerk bemalt sind, das die Jahreszahl 1291 (?) trägt. Beide Hallen liegen im Obergeschoß des rückwärtigen Hausflügels, der den Innenhof gegenüber dem Tor-Eingang abschließt.

Beide »Hallen« sind rechteckige Räume mit sichtbarem Binderwerk und freiem Einblick in den Dachraum. Die Stellung des Gestühls unterstreicht den Eindruck des Altartigen. Es steht in Richtung der Raumlängsachse und ist auf einen Tisch ausgerichtet, der in der Mitte der Blickwand auf einem einstufigen Unterbau steht. Es ist der Platz des Versammlungsleiters mit seinen Beisitzern. Beide Hallen werden durch offene Feuer erwärmt, deren Kamine ersichtlich später eingebaut worden sind.

Bei einer näheren Untersuchung der Bedeutung der »Halle« im Gebiet des alten englischen Hauses wird uns auch der heutige Wert klar, den die »Maclagan Hall« und »the house of Laymen« für die Erhellung der gemeingermanischen Verwendung der »Halle« besitzen.

Die Geschichte der »Halle« in England ist alt. Schon im angelsächsischen Beowulfepos wird ein Hallenbau (angels. = heal, healle) des Königs Hroðgar erwähnt und als ein gewaltiger Einraum gerühmt. Es ist die Halle »Heorot«, deren gesamte Dachkonstruktion nur von einer einzigen gewaltigen Mittelsäule getragen wurde.

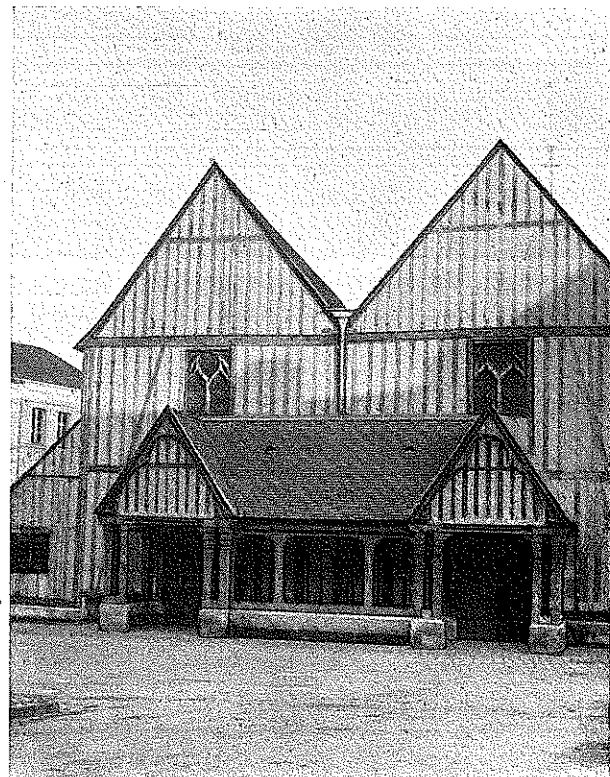


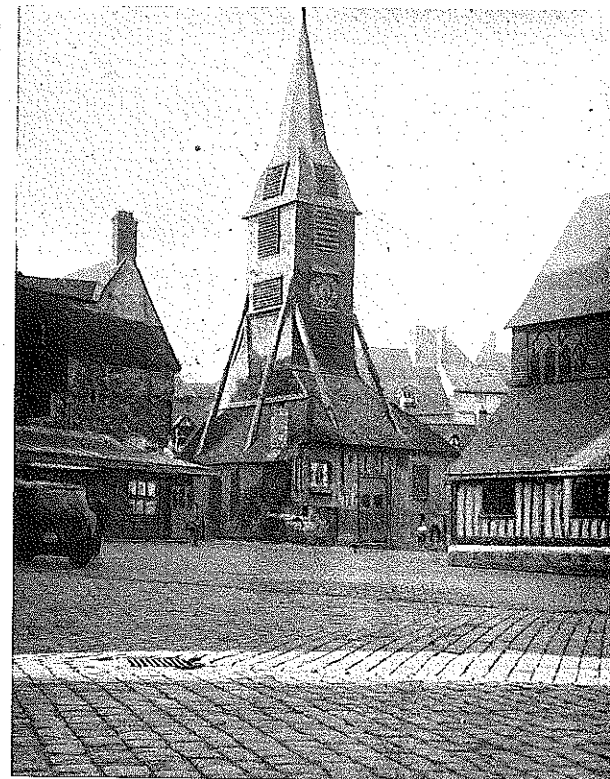
Abbildung 2. Holzkirche von Honfleur, Normandie, Westgiebel. Lichtbild: J. D. Plafmann 1940.

Bereits im 12. Jahrh. ist dann überall die »hall« der Hauptraum des zwei- oder dreiräumigen »Manor-House«. Sie wird in lateinischen Urkunden Englands dem Atrium oder dem von Vitruv beschriebenen Männerraum »Andronitis« gleichgesetzt und stets in Gegensatz zum zweiten Raum des Manorhouse, dem Frauengemach »bower« (germanisch = bär) gebracht. Eine dreigeteilte Raumanordnung (treehold arrangement) in: hall, house, bower wurde auch in dem größeren und besseren Landhaus der späteren Jahrhunderte beibehalten. Auch hier ist die Halle der Wohnraum der Männer. Sie ragt immer in den Dachraum hinein und wird durch ein offenes Kaminfeuer geheizt.

Auch die auf den Höfen der Manor-Häuser stehenden dreischiffigen Grofscheunen (3) werden heute landläufig noch als »hall« bezeichnet. Sie dienten – wohl als Zins-Scheune – zum Aufspeichern des Ernteertrages auf dem Hof des »Manor« (= Landherr, Gutsherr).

»Hallen« gab es auch in den Stadthäusern, vornehmlich aber später in den Häusern der Stadtverwaltung. Für die vorliegende Untersuchung sind jedoch von besonderer Bedeutung nur die Stadt-Hallen (town-halls). Es sind Gebäude, in denen öffentliche Angelegenheiten geregelt und Recht gesprochen wurde. Sie sind immer dreischiffig und wurden auch im englischen Schrifttum bereits unmittelbar mit der Konstruktionsart und der Gebäude-Verwendung der spätrömischen »Basilika« zusammengebracht.

Abbildung 3. Holzkirche von Honfleur, Normandie, Westteil m. freistehendem Glockenturm. Lichtbild: J. D. Plafmann 1940.



In Zusammenhang hiermit hat man darauf hingewiesen: »eine der bemerkenswertesten Eigenarten der englischen Architektur – wenn auch eine nur negative – ist immer das vollständige Fehlen von irgendwelchen städtischen Gebäuden während der ganzen Periode des Mittelalters«. Dort wo – wie z. B. in London oder in York – ein altes »Rathaus« (Guildhall) vorhanden ist, wird dies für das Mittelalter als »Ausnahme« angesehen.

Wo hat die Rechtssprechung in den alten englischen Städten stattgefunden? Ursprünglich fanden auch in England die rechtssprechenden Versammlungen im Freien, auf Hügeln, auf Erdbällen usw. statt. Die Hügel hießen »moothill« = Streithügel. Ein Teil solcher Freilicht-Gerichtshöfe (open-air court) ist noch erhalten. Sie befinden sich oft in der Nähe von alten Kirchen. Auch nach den alten Gesetzen von Wales: »sitzt der Lord (Gerichtsherr) mit seinem Rücken zur Sonne oder dem Wind, damit er nicht durch die Sonne gestört wird, wenn sie kräftig scheint, oder durch den Wind, wenn er hochkommt. Und der Richter sitzt vor dem Gerichtsherrn, so daß er beide Parteien des Prozesses hören und sehen kann. Und die beklagte Partei sitzt zur rechten Hand des Gerichtsherrn und die Kläger-Partei zur linken, da die rechte zum Untersützen und die linke zum Fordern da ist.« Da das Gericht am Morgen abgehalten wurde, mußte der Gerichtsherr im Osten sitzen und nach Westen sehen. In dieser Hinsicht war später der in einem Haus abgehaltene Gerichtshof eine Kopie des Außen-Gerichts.



Abbildung 4. Fachwerkhäuser in Honfleur, Normandie. Lichtbild: J. D. Pfaffmann 1940.

Später wurden in den Städten Gerichtshäuser gebaut. Sie lagen vielfach auf dem Kirchhof (churchyard). Also kann man auch hiernach vermuten, daß die Kirchen an alter vorchristlicher, heiliger Stätte lagen.

Die Verhältnisse im Mittelalter Englands geben nun aber Veranlassung, auch noch die alten Kirchenbauten als Stätten einer priesterlichen Rechtsprechung heranzuziehen und am Ende dieser Betrachtung dann wieder zur Bedeutung der »Halle« in England zurückzukehren.

»Die als »Kirche« bekannten Gebäude sollen in ihrem Charakter als Basiliken oder Stadthallen (basilicas or town-halls) betrachtet werden, mit anderen Worten als Plätze, an denen öffentliche Angelegenheiten geregelt und Recht gesprochen wurde, obwohl damit nicht verneint werden soll, daß sie auch Religions-Stätten waren. Diese Gebäude werden ein neues Interesse oder sogar einen neuen Reiz vermitteln, wenn wir sie als das ansehen, was sie einmal gewesen sind: Lebens-Mittelpunkt der alten Gemeinschaft« (4).

Einige Belege werden am besten diese altertümliche Bedeutung der Kirchenbauten näher erläutern, die in Deutschland nicht ganz so offensichtlich ist. Ein Teil der im Schrifttum vorhandenen Belege ist York oder der Landschaft Yorkshire entnommen, um damit wieder zum »Münster« von York und dem »St. William's College« zurückzukehren.

Noch 1472 wird dem Erzbischof von York von den Gemeindemitgliedern zweier Kirchenspiele



Abbildung 5 (oben). Innenaufnahme der Maclogan Hall. - Abbildung 6 (unten). »The house of Laymen« im St. William's College, York. Lichtbild Saefel, 1939.



Abbildung 7. The Guildhall, York, Innenaufnahme. Lichtbild: Walter Scott, Bradford. - Abbildung 8 (rechts nebeneinander). Dachkonstruktion der Kirche zu Woolpit, Suffolk. Lichtbild Caetzel, 1939.

berichtet, sie hielten ihre Ortsversammlungen in der Kirche und dem Kirchhof ab. »Dieser Gebrauch war 2 Jahrhunderte vorher verboten worden, aber Sitten sterben schwer aus, und es ist nicht überraschend, daß die alte Übung noch sogar im 15. Jahrh. angetroffen wird.«

»1409 lesen wir von Männern und jungen Leuten, die in der Kathedrale von York, selbst während die Messe gelesen wurde, Lärm und Scherze vollführten. Und man beklagte sich, daß die Sakristane nicht die wütenden Burschen (fariosos canes) und jene verdrochen, die ihre Geschäfte in der Kirche abwickelten.«

Sogar noch im 17. Jahrh. tanzte das Volk von Yorkshire zu Weihnachten in seinen Kirchen, und ein Befehl von Grindal, dem Erzbischof von York, ordnete 1571 an:

»that the minister and church-wardens shall not suffer any lords of misrule, or summer lords or ladies, or any disguised persons or others in Christmas or May games, or any minstrels, morris-dancers, or others, at rush-bearings, or at any other time to come unreverently into any church or chapel or churchyard, and there dance, or play any unseemly parts with scoffs, jests, wanton gestures, or ribald talk, namely in the time of divine service or of any sermon.« (6) 1268 erließ ein päpstlicher Legat gewisse Verfügungen. Eine von ihnen verbot das Aufstellen von Verkaufsständen innerhalb der Kirche. 1358 wurde in Exeter das öffentliche Schmausen und Trinken in der Kirche, besonders im Chor verboten.

In Dover wurde der Bürgermeister zwischen 1367 und 1581 üblicherweise in der St. Peter-Kirche, danach bis zum 19. Jahrhundert in der St. Mary-Kirche gewählt.

In Exeter war die Kathedrale der Ort, wo Bischof und Bürgermeister über ihre gegenseitigen Beschwerden verhandelten.



In Ashburton, Devonshire, wurde das jährliche Gericht (leet) sowie die Versammlung der Barone und Gutsherren abwechselnd durch ihre Verwalter (Hausmeister) in der Kapelle von St. Laurentz abgehalten.

In Bridgewater hielten königliche Richter gerichtliche Untersuchungen in der Greyfriar-Kirche ab.

In Nipon beschäftigte sich im 15. Jahrh. das Kapitel der Kollegiat-Kirche mit einer großen Anzahl von Fragen, die jetzt alle zu den Kompetenzen eines nichtkirchlichen Geseßhofes gehören: Testaments- und Schuldsachen, Anerkennung von Lehnbesitz, Adoption, Verleumdungen, Bruch des Eheversprechens, Meineid, Diebstahl usw.

In der alten St. Paul's Kathedrale versammelten sich die Gerichtsräte (serjeants-at-law). Hierbei war jedem von ihnen als Standort ein besonderer Pfeiler im Mittelschiff zuerkannt, wo er seine Klienten zur Rücksprache in Geseßesfragen traf, sich die vorliegenden Tatsachen anhörte und von den Beweisen Kenntnis nahm. Zeitweise schritt er auf und ab.

Spaziergänge in der Kathedrale (»walks in Pauls«) werden auch von den Dramatikern der Elisabeth-Zeit erwähnt.

Die englische Gemeindefirche war schon im 7. Jahrh. als »Basilika« bekannt und »hat nicht aufgehört, diese Bezeichnung noch in den lateinischen Urkunden des 15. Jahrh. zu tragen. Sie wurde gewöhnlich nicht nur als Gerichtshof, sondern allgemein als ein Ort gebraucht, an dem die meisten Arten von Gemeindeangelegenheiten erlaubterweise stattfanden«.

In Stoneleigh, Warwickshire, wurde der Gerichtshof »of the sokemen« üblicherweise auf einem Hügel abgehalten, der Woostow-Hügel (= Versammlungsplatz) genannt wurde. Er lag nahe

bei der Stadt. Als die Abte von Stoneleigh diesen Gerichtshof (court and liberty for the easement of the tenants and suiters) übernahmen, errichteten sie mitten in der Stadt ein Gerichtshaus. »Es scheint kein Beweis für das Vorhandensein einer Stadthalle in Stoneleigh vorhanden zu sein, und es ist wahrscheinlich, daß das Gerichtshaus die Kirche gewesen ist (that the court-house was the church).«

Auch viele Stellen der alten Gesetze von Wales belegen, daß Kirchen nebenbei auch als Gerichtshöfe gezählt werden.

Der »Nat der Zwölfe« einer Stadt, die unter einem Richter tätigen 12 Männer des Gerichtshofes (judices legum oder lagemanni der »hundred Rolls«) und die in vielen Kirchengemeinden vorhandenen 12 Vertreter der Gemeindemitglieder werden auch von Abdy eng miteinander verknüpft. Hierbei weist er auf den priesterlichen Charakter der germanischen Richter hin: »Gottesurteile, Verfen von Eosen und Weissagungen sind alle aus der priesterlichen Rechtssprechung abgeleitet und mit ihr verknüpft.«

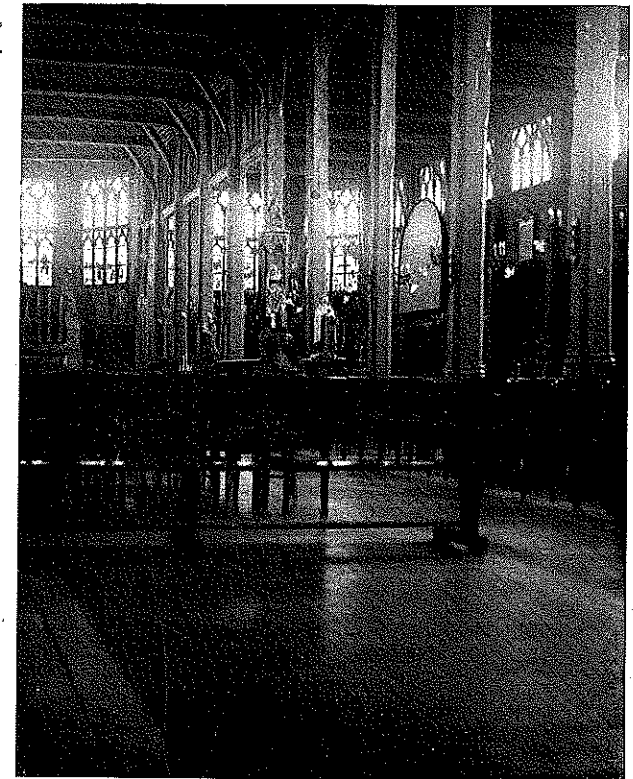
Die Kirche hat auch in England sich in die alte germanische Rechtssprechung eingeschoben, um auch auf diesem Gebiet die Menschenführung an sich zu reißen. Sie konnte dies nur dadurch erreichen, daß sie weiterhin die Glaubensausübung und Rechtssprechung an gemeinsamer Stelle beließ und hierzu besonders gern die neuen Kirchenbauten in die alten Glaubens- und Rechtssprechungsstätten hineinbaute. Sie mußte daher auch das an die altgewohnten Stätten der Glaubensausübung gebundene Brauchtum, wie Spiele, Tanz, Auftreten von verkleideten Personen usw. in ihren Kirchenbauten belassen und hatte bis in das 17. Jahrhundert hinein Mühe, die zuletzt zu reinen Volksbelustigungen herabgesunkenen Darbietungen, sowie die Späße und Scherze der ungebundenen Jugend durch Verordnungen und Strafandrohungen aus den Kirchen hinauszumwerfen oder von ihr fernzuhalten.

In der »Hundred Rolls« sind zahlreiche Fälle enthalten, daß kirchliche Richter die Interessen des Königs dadurch schädigten, daß sie sich mit Vorfällen beschäftigten, die außerhalb ihrer Rechtssprechung lagen. Die Kirche hat also weitgehend noch immer ihre Macht auszudehnen versucht.

Die doppelte Verwendung der alten Kirchenbauten wird nach Abdy auch noch belegt durch das Vorhandensein von schräg durch die Stärke der Außenmauern geführten kleinen Öffnungen (»squints«). Sie sitzen so in der Südwand des Chorbogens, daß der vor der südlichen Haupttür stehende Türhüter den Hochsitz im Chor sah, und zwar an der Stelle, wo jetzt der Altar steht, damals aber der Versammlungsleiter saß. So konnte dieser durch Blicke dem Türhüter Weisungen geben. »Der Chor war der Richterstuhl und die Plattform, von der herab Recht gesprochen wurde. Der Chor-Schrein war das Gitter aus »open-work«, hinter dem der Lord und seine Beisitzer saßen. Er war das Presbyterium oder der Sitz der Kirchenältesten.« – »In der altenglischen Kirche stand der Altar nicht am Ostende des Chors. Erst hinter ihm lag die ursprünglich als »shot« bekannte Apsis. Im mittelalterlichen Latein war der Chor als secretarium bekannt. Vom 5. Jahrhundert an wurden Prozesse ausschließlich in ihm durchgeführt. Die Zuhörer wurden durch cancelli oder vela (Vorhänge) ausgeschlossen.«

Die »Kirche« wird »Church« und »Lord's House« genannt. Dies bedeutet sowohl »Haus Gottes« als auch »Haus des Lords«. Die alten Gesetze von Wales erklären: »Wenn eine Stadt vom Herrn des Landes die Erlaubnis erhalten hat, eine Kirche zu bauen und die

Abbildung 9. Inneres der Holzkirche von Haulteur, Normandie. Stichbild: J. D. Pfaffmann 1940.



Toten in ihrem Kirchhof zu begraben, wird diese Stadt damit frei und alle ihre Einwohner sind daher auch frei.« Eine Kirche zum erstenmal in einer Stadt zu bauen, bedeutete, eine neue Freiheit schaffen. In England sind viele alte Bezirke (eines Friedensrichters, divisions) als liberties bekannt, und in Nipon wurde der Einsfall der Freiheit eine häufig vor den kirchlichen Gerichtshof vorgebrachte Beschwerde. Eine neue Kirche war daher der Kern einer neuen Freiheit (liberty) oder freien Gemeinschaft (free community).

»So war eine Kirche das Haus (»the house«) oder die öffentliche Halle eines neuen Lords, der über die Gemeinde präsiidierte. Es war das Haus des Dorf-Führers oder – um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen – das Haus des »lord of the manor« (5).

Auch nach englischen Ansichten ist das Wort »church« (»Kirche«) vom griech. »Kyriaké« abzuleiten = Haus des Herrn. Und da in gleicher Weise »Basiliké« = Haus des Königs bedeutet, sei »church« und »basilica« gleichzusetzen.

Die inneren baulichen Zusammenhänge zwischen Basilika, Halle und nordischem Stadtkirchenbau sind heute ebenso bekannt wie ihre volkshafte Grundlage. Die Art ihrer Dreischiffigkeit, die weitgehende Verwendung von Holz-Säulen auch in englischen Hallenbauten, der offene Einblick in ihre werkgerechten Dachraum-Konstruktionen (6), sowie die Jahrhunderte lang nachwirkende blutgebundene Verwendung von Halle und Basilika für die Pflege des Alt-

väter-Rechtsglaubens beweist die innere Bindung Altenglands an die nordische Herkunft der England besiedelnden Angeln, Sachsen und Jüten.

Zwei Belege können herangezogen werden. Der eine ist die angelsächsische Holzkirche in Green-stad, Essex, die in reinem nordischem Stabbau um 1000 n. d. Z. errichtet worden ist. Zwei ihrer Außenwände haben im Altzustand noch 1884 gestanden. Als zweiter Beleg kann das Innere der bereits genannten Holzkirche von Honfleur gebracht werden. Ihre Innenstützen sind Trage-Stützen eines Raumgerüsts von betont nordgermanischer Durchbildung («Biergeblinde»). Die Auflösung ihrer Hochwände in tragende Stützen und raumschließende Felder ist ebenso noch nordisch wie bereits gotisch empfunden.

Von einer inneren Bindung Altenglands an den Norden will allerdings das heutige Eng-land fast nichts mehr wahr haben. Allein schon das Beispiel des St. William's College in York zeigt, daß der Engländer die Altwerke seiner Heimat nicht zu «lesen» versteht.

Dabei hat Beddoe in «The Races of Britain» schon 1885 aufgezeigt:

»Die Grafschaft Yorkshre stellt das am reinsten von Nordischer Rasse besiedelte Gebiet dar, und der »Yorkshreman« ist der reinblütigste nordische Typ in England gewesen.«

(1) Die stichlichen Bindungen dieser Stadt in Northumbria an York führen zurück bis zur Gründung ihrer ersten Kirche 674 durch den heiligen Wilfried von York. — (2) Zu einem Vergleich kann auch die von Pfaffmann laut seinen dreifachen Feststellungen mit Ende des 15. Jahrh. ermittelte Bauzeit der Holzkirche Ste. Catherine von Honfleur herangezogen werden. (Vgl. Guide Bleu, Normandie, 1933.) Die Fassade ist nach dem Guide neu, nach alten Abbildungen wiederhergestellt. — (3) Beispiel: 12. Jahrh.: 168 Fuß lang, 53 Fuß breit. »Guthwalle hall« bei Peniston: 165 Fuß lang, 43 Fuß breit, mit 11 Säulen. Chotsey, Berks: 303 Fuß lang, 51 Fuß breit. — (4) Sidney Oldall Abby: »The evolution of the English House«. London 1933. Ich folge ihm in seinen Darlegungen über: »The church or Lord's House.« — (5) Die Einrichtung des »Patrons« einer Kirchengemeinde in Ostdeutschland zeigt noch heute, daß auch in Deutschland früher solche Rechtsbindungen bestanden haben. — (6) Vgl. Abbildung 7: Dach der Kirche in Woolpit, Suffolk, mit Abbildung 10 »Dachstuhl der Hilde-borg Kirche«, in Germanien 1940, Heft 2, S. 54. Otto Etelger deutet in »Stadtkirchen, die mittelalterlichen Meisterwerke germanischer Holzbaukunst« auch das Wesen dieser nordgermanischen Dachkonstruktion auf und sagt: »Der Dachstuhl der Stadtkirchen scheint einzigartig in der Welt zu sein und nur da vorzukommen, wo eine unmittelbare Verbindung zu ihnen ohne weiteres denkbar ist.«

*

Eine Gemeinschaft gilt es,
deren Wurzeln tausendjährig, / einer Eiche gleich
in den Boden der Zeit eingreifen,
deren Gipfel, / Tugend und Sittlichkeit überschattend,
an den silbernen Saum der Wolken rührt,
deren Dasein durch das Drittel eines Erdalters
geheiligt worden ist.

Heinrich von Kleist, Was gilt es in diesem Kriege?

Franz Altheim / Germanen und Iranier (Schluß)

4.

Die Königsdracht der Ostgoten ist aus der Zeit des Theodahad und seiner Nachfolger in einer Reihe von Denkmälern überliefert (1). Ihre Hauptteile waren ein Mantel mit darunter getragener Chiton und die eigentümliche Kappe oder Krone (2). Alle Stücke sind von dem spätrömischen Kaiserornat so verschieden wie möglich (3).

Der Chiton besitzt am Halsausschnitt eine abschließende Borte, die mit einer senkrecht verlaufenden Mittelborte zusammentrifft (Abb. 6, 9). Schon dies unterscheidet ihn von gleichzeitigen römischen Stücken, wo die senkrechten Borten beiderseits, rechts und links, nicht in der Mitte verlaufen (4). Dagegen erscheint die Mittelborte bei der parthischen (Abb. 7) (5), sasanidischen (Abb. 8) (6) und der diesen engverwandten palmyrenischen (7) Tracht. Wegen der Nachbarschaft zu den Goten müssen Beinplättchen aus Olbia (8) besonders genannt werden. Sie stellen einen parthischen König mit seinem Hof dar. Auch da ist der Chiton durch eine Mittelborte ausgezeichnet, gelegentlich auch durch eine an gleicher Stelle verlaufende senkrechte Naht (9): sie wurde offenbar durch die Borte in den anderen Fällen überdeckt. Noch Stifterbildnisse aus Rufscha in Ostturkestan (10) zeigen diesen Chiton, dessen Verbreitung, wie es scheint, mit der des iranischen Volkstums zusammenfiel.

In gleiche Richtung weist der Mantel. Er bedeckt die Schultern, läßt aber die Brust frei. Die Münzen des Theodahad (Abb. 9) zeigen, daß er mit Ärmeln versehen war (11). Die Schulternnaht ist hier mit einer Perlenborte geschmückt. Auf der rechten Schulter — nur sie ist voll zu sehen — befindet sich am unteren Ende ein gleichfalls perlenbesetztes Querstück, das den Ansatz der Ärmel bezeichnet (Abb. 9 rechts). Ähnliche Borten und quergesezte Schulterstücke kennt man von den Stifterfiguren aus Kuntura in Ostturkestan (12) oder von den kleinen Terrakotten aus Afrasiab (13), die der vorislamischen Zeit Bokharas (14) entstammen. Hier ist auch der Schnitt des Mantels der gleiche wie auf den ostgotischen Denkmälern (Abb. 10).

All das weist von vornherein auf iranischen Ursprung. Die Perlenborten zieren auch den sasanidischen Königsornat (15). Der Ärmelmantel, der die Brust frei läßt, ist nichts anderes als der persische Kandys (16). Mit einer Spange auf der Schulter befestigt (17), flattert er bei heftiger Bewegung im Wind, wie man es auf dem Alexander Sarkophag sieht. In Gegenwart des Herrschers mußte man den Kandys anziehen (18). Bei den Vornehmen und beim König selbst war er mit Purpur gefärbt (19). Auch der Mantel, der den ostgotischen Königen bei ihrer Erhebung umgelegt wurde, war ein Purpurgewand (20).

Gleich dem Chiton läßt sich auch der Kandys in Südrussland nachweisen. Er war meist aus Fellen gearbeitet und hieß dann Sisyra (21). Auf den Darstellungen erscheint er als bezeichnender Bestandteil der skythischen Tracht (22), dann der der Nordvölker überhaupt (23). Meist war dieser Mantel gegürtet. Ähnlich dem des ostgotischen Königsornats ließ er die Brust frei (24); an den Mäandern zeigt er die Borten und auf der Schulter die Naht sowie das quergesezte Schulterstück (25). Beide waren auch für den parthischen Königsornat kennzeichnend (26). Die Darstellung des sitzenden Königs auf einem der Beinplättchen von Olbia (27) bestätigt diese Eigentümlichkeit: die Mantelborte kehrt auch da wieder, nur das Schulterstück läßt sich an diesem Ärmelmantel nicht erkennen.



Abbildung 6. Diptychon des Drestes aus dem Jahre 530. Oberteil der Rückseite. London, Victoria and Albert Museum. Nach H. Delbrück, Consulardiptychen Tafel 32. – Abbildung 7 (rechts nebenstehend). Thronender Magier. Fresko aus dem Mithraeum von Dura-Europos. Nach Excavat at Dura-Europos 1933–35, Tafel 16, 1.

Es bleibt noch die Kopfbedeckung. Auf den Münzen gleicht sie einer halbkugelförmigen Kappe (Abb. 9). Ein horizontales, mit Edelsteinen verziertes Band bildet den unteren Abschluß; ebensolche Bänder laufen von vorn nach hinten und von Ohr zu Ohr, um auf der Spitze der Kappe in rechtem Winkel sich zu treffen. Dieser Punkt ist durch einen kugeligen, besonders großen Edelstein gekennzeichnet.

Man hat versucht, die Krone, die auf den Münzen erscheint, als Helm zu deuten (29). Einen solchen Helm, von überhöhter Halbkugelform, tragen die parthischen Könige auf ihren Münzen (30). Backenklappen oder ein Nackenschirm (Abb. 11) lassen an der Deutung keinen Zweifel. Die Reihen von kugeligen Nagelköpfen, die an den Nietstellen von vorn nach hinten und seitwärts von Ohr zu Ohr verlaufen, entsprechen den Borten der ostgotischen Königskrone. Darstellungen von Spangenhelmen (31) und erhaltene Stücke (32) zeigen vier Spangen, die in ihrer Anordnung den sich kreuzenden Borten der Krone entsprechen. Auch die Kugel auf dem Scheitelpunkt läßt sich belegen (Abb. 12) (33).

Unsere literarischen Berichte bezeugen indessen, daß die ostgotische Krone kein Helm war. Sie wird bezeichnet als pilos (34) oder kamelauktion (35); danach war sie vermutlich eine Kappe aus Filz oder Wolstoff. Ihr Schmuck bestand aus Edelsteinen und Phaleräe, die herabhingen. Der pilos konnte auch mit der Rüstung getragen werden (36). Dem entspricht, daß auf den Münzen die Krone an Stelle des Helmes mit der Chlamys, also wiederum mit der Rüstung, erscheint (37).

Damit schwindet die Möglichkeit, die Krone als Helm zu deuten. Der pilos war weitverbreitet.





Abbildung 8. Ambo von Saloniki. Istanbul Museum. Asfu. J. Koll. wip. - Abbildung 9 (rechts nebenstehend oben). Links: Totila, Berlin, Münzkabinett. W. Broth, Coins of the Vandals, Ostrogoths and Lombards 94 Nr. 47. Rechts: Theodahad, Berlin, Münzkabinett. W. Broth, a. D. 16, Nr. 23. Aufnahme Ahnenerbe-Höcker. - Abbildung 10 (rechts nebenstehend unten). Schwerdtträger. Aus Afrasiab bei Buchar. Nach J. Strzygowski, Altai-Iran und Völkerwanderung 262 Abb. 208.

Beispielsweise war er bei den Dakern und verwandten Stämmen die Tracht der Vornehmen, aus denen die Priester und Könige genommen wurden (38). Beziehungen zwischen der dakischen und gotischen Kultur haben bestanden (39). Auch die gotischen Priester trugen den pilos

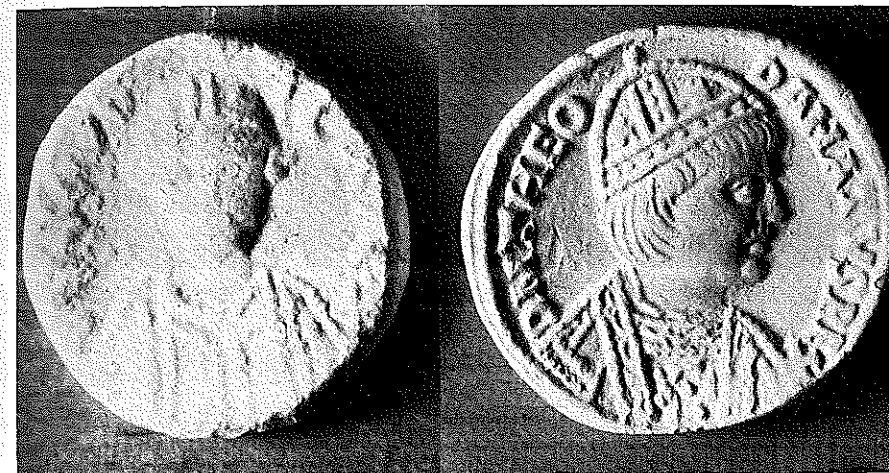




Abbildung 11 (links nebenstehend): Parthische Königsmünzen. Nach B. Brühl, Catalogue of the Coins of Parthia. Tafel 36. —
Abbildung 12. Relief von Erzopacum von Adamclissi. Aufnahme B. Grünhagen.



und wurden darum als pilleari bezeichnet (40). Aber eine Übernahme des königlichen pillos lange nach dem Untergang des sassanischen Königtums ist nicht wahrscheinlich. Aberdies verwiesen die anderen Bestandteile der ostgotischen Königsstracht eindeutig auf iranische Vorbilder. Auch die Perfer trugen den pillos (41). Er wurde der Korymba und der Kibaris, aber auch der Tiara gleichgesetzt (42). Die Kibaris erscheint auf den Münzen der Achämeniden und des Tigranes von Armenien (97–56) als königliche Kopfbedeckung (43); auch die Tiara diente als solche. Sollte in der Gleichsetzung von Kibaris und Tiara mit dem pillos liegen, daß auch dieser Abzeichen der Könige sein konnte?

Auf einem Graffito aus Dura (Abb. 13) erscheint ein iranischer König, eher ein Arsakide als ein Sasanide (44). Er sitzt in vollem Ornat auf dem Thron. Außer dem Chiton mit Mantelstreifen und Ärmelbündel trägt er eine Krone, die die Form einer überhöhten Halbkugel hat. Sie ist weder ein Helm, denn es fehlen Backenklappen und Nackenschirm, noch eine Tiara – wenigstens nicht die übliche mit horizontalen Streifen (45). Aber Tiara und pillos, so sahen wir, glichen einander weitgehend (46). Und mit dem ostgotischen pillos hat diese Krone

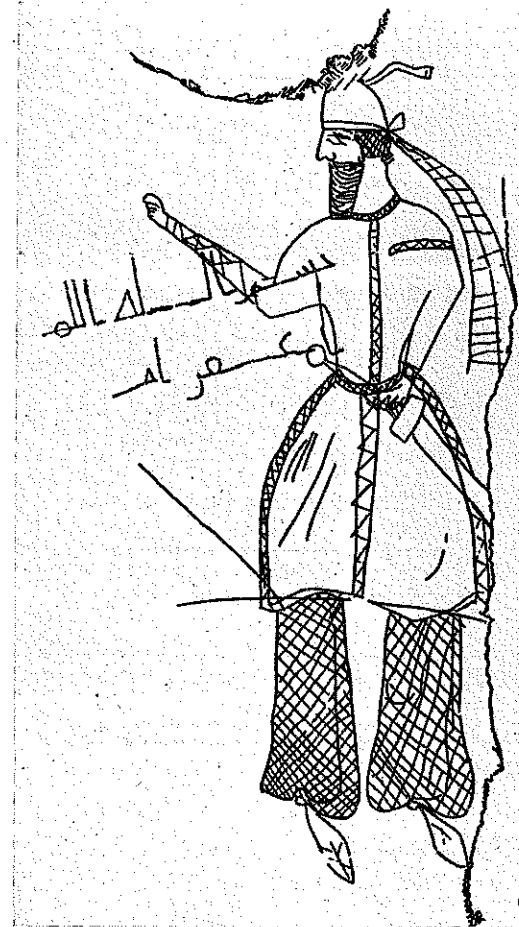


Abbildung 13. Iranischer Herrscher.
Graffito aus Dura. Nach J. Cu-
mont, Fouilles de Doura-Europos
Tafel 99, 2.

die halbkugelige Form und die kreuzweise Anordnung der Bänder gemeinsam. Es fehlt der Besatz mit den Edelsteinen und Perlen, aber er mag spätere Hinzufügung oder durch die Nachlässigkeit des Zeichners weggelassen sein.

Eine halbkugelige Kappe gleich dem ostgotischen pilos (Abb. 14) trägt der Sasanide Schapur, der ältere Bruder Artabans I., auf einem Graffito in Persepolis (47). Der pilos bildete auch den Grundbestandteil der sasanidischen Königskronen. Auch trugen die späteren Kuschan sasanidischer Abstammung Kronen von gleicher Form (48). Dieser Bestandteil blieb hier wie dort unverändert, soviel auch an Zierat bei den einzelnen Herrschern hinzutrat. Der pilos mit den kreuzweise angeordneten Borten auf der Spitze, der abschließenden unteren Randborte erscheint in Palmyra (49) und auf einem sasanidisch-ägyptischen Gewebe aus Antinoë (50). Es ist das Abzeichen des dort dargestellten Herrschers. Die Färbung des pilos (Abb. 15) (rot die Kappe, gelb oder golden die Borten) zeigt, daß es sich keinesfalls um einen Helm, sondern um eine Stoffmütze mit goldenen Broderien handelt. Schließlich begegnen auch die Sterne, die die Kappenzwickel des ostgotischen pilos ausfüllen (Abb. 9), auf den Tiaren iranischer Herr-

Abbildung 14. Der Sasanide Schapur, älterer Bruder Artabans I.
Graffito aus Persepolis. Nach E.
Herzfeld, Archeol. History of Iran
80 Abb. 10.

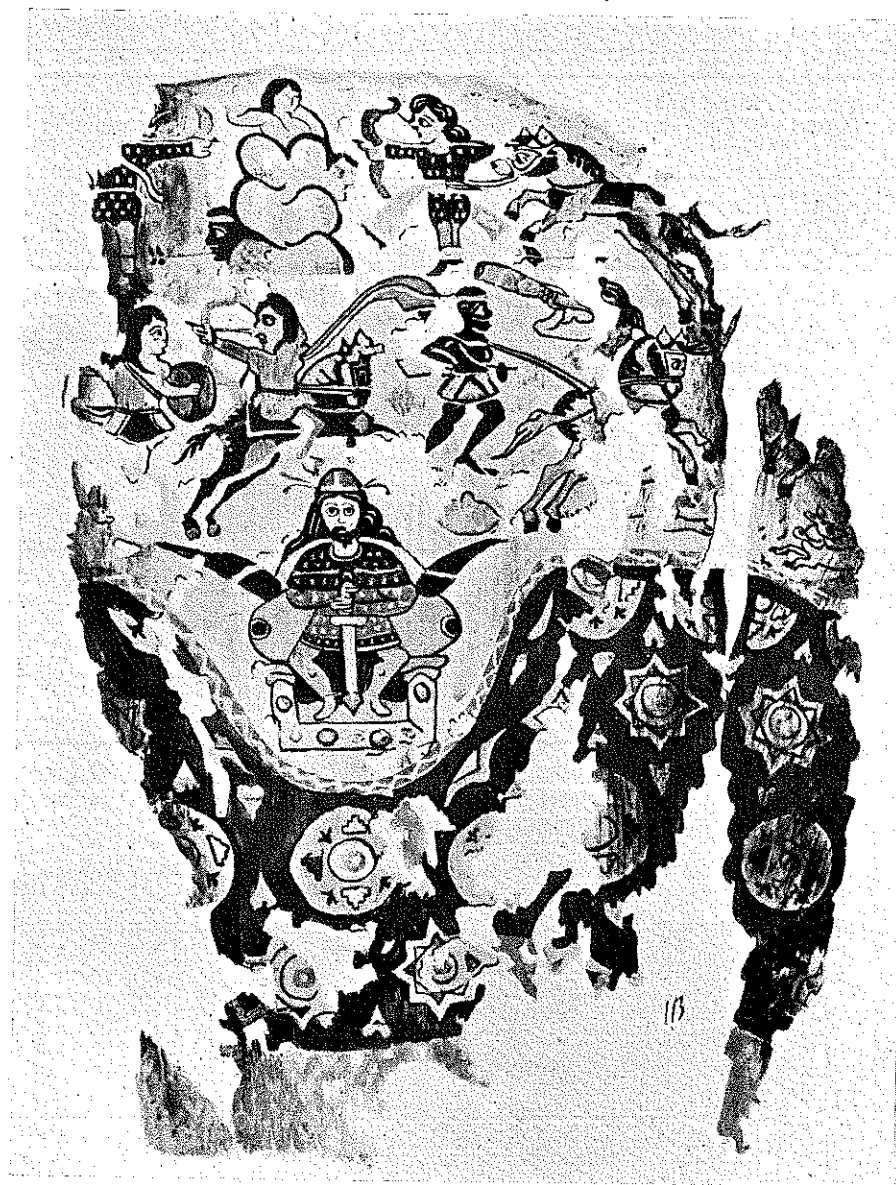


scher. (51). Wegen der Nachbarschaft zu den Goten sei darauf verwiesen, daß diese Sterne gerade bei der bosporanischen Königstracht wiederkehren (52).

Die parthischen Unterkönige in Edessa, in der Persis und Elymais trugen gleichfalls pilos oder Tiara, mit kreuzförmig angeordneten Perlenborten, Stern und Mondstichel verziert. Die Prägnungen subcharakenischer Herkunft ergänzen das Bild (52 a).

Eine letzte Bestätigung erbringt der Ornament der ostgotischen Königin, wie ihn Amalasuntha auf dem Dresdesdiptychon vom Jahre 530 trägt (Abb. 6). Ihre „phrygische“ Mütze gleicht genau der Kopfbedeckung, die die bosporanischen Königinnen kennzeichnet (53).

Noch bleibt zu fragen, wie alt die ostgotische Königstracht ist und von wo sie übernommen wurde. Theoderich trägt auf den Münzen den ostgotischen Ornament nicht. Wenn dieser erstmalig auf dem Dresdesdiptychon von 530 erscheint, so war er, ebenso wie die Ersetzung des Kaiserpaars durch die germanischen Könige, Ergebnis der nationalen Forderungen, die die gotische Partei an die römerfreundliche Regierung der Amalasuntha richtete (54). Um so unwahrscheinlicher wird es dann, daß die ostgotische Königstracht erst jüngere Erfindung war. Vielmehr scheint



alles dafür zu sprechen, daß man auf eine alte Einrichtung zurückgriff, die unter Theoderichs Regierung, sicherlich im Zusammenhang mit dessen römischer und kaiserfreundlicher Politik, zurückgetreten war. Daß dem so ist, läßt sich noch zeigen. Auch von der westgotischen Königsstracht hat man Kunde. Sieht man von der Darstellung des



Abbildung 15 (links nebenstehend). Sasanidisch-ägyptisches Gewebe aus Antinoë. Nach M. P. Töll, Recueil Kondakov 94 Abb. 2. — Abbildung 16 (oben). „Die Feinde des Islams“. Fresko aus Kusejr Amra. (Die zweite Figur von links ist nach den Aufschriften der Westgotenkönig Theoderich). Nach Ars Islamica 1, 37 Abb. 16.

letzten Westgotenkönigs in dem omajyadischen Lustschloß von Kusejr Amra (55) ab, die späten Datums und ungenügend aufgenommen ist (Abb. 16), so kommt allein ein Saphir mit dem Bildnis Marich des I. oder II. in Frage (Abb. 17) (56). Es fehlt, ebenso wie auf dem Drestesdiptychon, der pilos, aber man erkennt den Chiton mit senkrechtem Mittelfreife und den mit Handborten geschmückten, über der Brust offenen Mantel. Soweit die Tracht dargestellt ist, fällt sie mit der ostgotischen zusammen.

Daraus ergibt sich die Folgerung, daß Ost- und Westgoten ihre Königsstracht gemeinsam übernommen haben. Das muß zu einer Zeit geschehen sein, als beide noch vereint waren, zumindest noch in engster Nachbarschaft saßen. Also noch in Südrussland und noch vor dem



Abbildung 17. Kameo Marich des I. oder II., Wien, Münzkabinett. Nach Jahrbuch der kunsthistorisch. Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses 2, 32 Tafel Nr. 1.

Hunneneinbruch. Und nur im sarmatisch-аланischen oder im bosporanischen Bereich war die Übernahme iranischer Formen möglich.

Vielleicht ist die Einführung des iranischen Königsornates geradezu unter Ermanarich anzusetzen (57). Der Begründer des gotischen Großreiches hat trotz dieser Tat ein wenig günstiges Bild hinterlassen. In der Sage tritt dies vor allem hervor. Die Vermutung ist berechtigt, daß das Regiment seines Reiches ein härteres, despotisches Auftreten verlangt hat als die Goten es sonst von ihren Königen gewohnt waren. Mit diesen despotischen und östlichen (58) Formen der Herrschaft konnte die Annahme des iranischen Ornates verknüpft sein. Innere und äußere Form hätten sich entsprochen.

Schwieriger bleibt die Antwort, wer der Gebende war. Grundsätzlich kommen sowohl die beiden Reitervölker wie das bosporanische Königtum in Frage. Bei dem gegenwärtigen Stand des Wissens spricht manches für das letztere, vor allem die Übereinstimmung in der Kopfbedeckung der Königinnen. Auf der anderen Seite fehlt bei den Goten das Hauptkennzeichen der nomadischen „Szepterträger“ (59). Das Grundsätzliche ist klar. In der Königspracht der Goten faßt man, wie stark die Durchdringung mit iranischen Einflüssen und Formen gewesen ist.

(Eine ausführliche Darlegung weiterer hierher gehöriger Fragen wird in meinem Buch „Die Krise der Alten Welt“, Band I, erfolgen.)

(1) Diptychon des Drestes (N 32) mit Bildnisfiguren des Althalarich und der Amalasuntha vom Jahre 530: H. Delbrück, *Consulardiptychen* 148 f.; Taf. 32; Münzen seit Theodahad: W. Broth, *Coins of the Vandals, Ostrogoths, Lombards* Taf. 9 f.; J. J. Kraus, *D. Münzen Odoakars und d. Ostgotenreiches in Italien* (Münzstudien, her. von M. v. Bahrfeldt u. H. Buchenau 5) Taf. 9, 29 f. — (2) Über das Goldmedaillon Theoderichs d. Gr. zuletzt J. v. Sorens, *Röm. Mitt.* 50, 341 f., der S. 341 Anm. 1 die Literatur angibt. — (3) Für die vollständige Mitteilung des bildlichen und literarischen Materials bin ich H. Delbrück zu größtem Dank verpflichtet. Auch die Beurteilung und Herleitung des Ornates verdanke ich ihm. Weitere Hilfe hat mir J. Kollwitz in nie versagender Hilfsbereitschaft gewährt. — (4) Eine reiche Sammlung von Beispielen bei H. Selaev, *Recueil Kondakov* 201 f. — (5) Mithras auf dem Denkmal Antiochos' I. von Kommagene auf dem Nemrud Dag: J. Garre, *Die Kunst des alten Persien* 56; *Excavations at Dura-Europos 1930-1*, Taf. 18, 1-2; 19, 1; 20, 2; 1933-4/1934-5, Taf. 13, 3-4; 14, 1; 15-17; J. Cumont, *Les fouilles de Doura-Europos* Taf. 98, 1-2. — (6) E. Menden, *Musée Ottoman, Catal. des sculpt.* 2, 398 Abb. — (7) M. Kostovtzeff, *Yale Class. Stud.* 5, Abb. 51; 51 a; 57; dazu S. 251. — (8) M. Kostovtzeff, a. D. 190 f.; Abb. 31. — (9) Vgl. *Excavat. at Dura-Europos 1932-33*, Taf. 42, 1 (Reiterfigur rechts). — (10) A. v. Le Coq, *Bildatlas zur Kunst und Kulturgesch. Mittelasiens* 39 Abb. 8 links. — (11) H. Delbrück, a. D. 149. — (12) A. v. Le Coq, a. D. 40 f.; Abb. 9 und 11. — (13) J. Strzygowski, *Altai-Iran und Völkerwanderung* 262, Abb. 208. Kein „Muskant“, sondern ein Schwerträger, vgl. E. Herzfeld, *Am Tor von Asien* 68. — (14) J. Strzygowski, a. D. 263; *Orient. Lit.-Ztg.* 7, 53; E. Gambéry, *Gesch. Bucharas* 16. — (15) E. Herzfeld, a. D. 81 f. — (16) *Amelung, RE.* 3, 2207; dazu J. Hauser, *Sterr. Jahrb.* 6, 88 Anm. 11. — (17) Hesych. f. v. Kávδec. — (18) Xenoph., *Hell.* 2, 1, 8; *Kyrup.* 8, 3, 10. — (19) *Pollux* 7, 58; Xenoph., *Kyrup.* 1, 3, 2; 8, 3, 13. — (20) *Protop.*, b. Goth. 1, 29, 5; 2, 30, 17 u. a. m.; vgl. 4, 31, 18. — (21) *Pollux* 7, 70. — (22) *Amelung*, a. D. 2208. — (23) J. Kollwitz, *Oström. Plastik d. theod.* Zeit 26 Anm. 1; E. Bruns, *Der Obelisk auf dem Hippodrom* 40 f., besondere Anm. 20; Abb. 43; H. Delbrück, a. D. Taf. 69. — (24) E. H. Minns, *Scythians and Greeks* 197 Abb. 90 Mitte. — (25) E. H. Minns, a. D. 200 Abb. 93; 201 Abb. 94. — (26) J. Garre, *Die Kunst d. alten Persien* Abb. 66, 2; 3; 16; 18. — (27) M. Kostovtzeff, a. D. 190; Abb. 31 oben Mitte. — (28) A. Alföldi, *Acta Archaeol.* 5, 110. — (29) J. Garre, a. D. 66, 3; 12; 14; A. Alföldi, a. D. 103 Abb. 4 b; W. Broth, *Catalogue of the Coins of Parthia*, Taf. 8, 1-9; 21, 2; 24, 5-7; 26, 3-4; 8-15; 29, 15-18; 33, 1-4; 34, 1-7; 35, 14-15; 36, 1-4; 7-15; M. Kostovtzeff, *Dura-Europos and its Art* 231. — (30) W. Arendt, *Zeitschr. f. hist. Waffen- und Kostümkunde* N. 8, 5, 27 Abb. 1-2. — (31) M. Ebert, *Prähist. Zeitschr.* 1, 163 f.; W. Arendt, a. D. 26 Taf. 4. — (32) Dazu W. Arendt, a. D. 28 Abb. 3; H. Delbrück, *Antike Porphyroverke* 218; Taf. 103. — Das Vorkommen des Spangenhelms bei dem Legionär Abb. 12 und sonst scheint auszusprechen, daß die Reliefs des Tropaeums von Adamclik in trajanische Zeit gehören. Trajanisch ist, wie die Dedikationsinschrift zeigt, der ursprüngliche Bau; trajanisch auch ein Teil der dekorativen Zierle. Aber der Rest muß ebenso wie die Reliefs auf eine spätere Wiederherstellung zurückgehen. Das Denkmal wird, wie die Stadt Tropaeum selbst, in den ersten des 3. Jahrhunderts stark gelitten haben. Es wurde dann, wiederum gleich der Stadt (M. Vulpe, a. D. 292 f.), unter Elcinius 316 in großem Umfang erneuert. Dabei können ältere Reliefs, die beschädigt waren, als Vorlage benutzt worden sein. Unsere Abb. 2 mutet wie die Umgestaltung eines Reliefs nach Art der vom Hadrianum (E. Strong, *Scultura Romana* 2, 237 f.; J. M. E. Sponber, *The Hadrianic School* Taf. 34 f.), in den Stil der konstantinischen Zeit an. Das hergestellte Tropaeum war ein Pasilecio aus älteren und gleichzeitigen Arbeiten wie der Konstantinsbogen, der in die gleichen Jahre gehört. — (33) *Protop.*, b. Goth. 4, 32, 18. — (34) Theoph. g. J. 544; 1 pag. 354 Bonn. Zum kamelauktion M. Barany, *Oberschall, Arch. Hung.* 22, 83. — (35) *Protop.*, l. c. 18. — (36) W. Broth, *Coins of the Vandals etc.* Taf. 11, 29; 30 (?); J. J. Kraus, a. D. Taf. 13, 62-63, RV. Die Übereinstimmung ist um so bemerkenswerter, als es so sich sowohl bei *Protop.*, b. Goth. 4, 32, 18, wie auf den Münzen um Totila handelt. — (37) Dio 68, 9, 1; Dio Chrysost. 72, 3; *Jord.*, *Get.* 5, 40; 11, 71; E. Dalcoviciu, *Le problème de la continuité en Dacie* 14 f.; A. Alföldi, *CAH.* 11, 89. — (38) E. Dalcoviciu, a. D. 12 Anm. 1. — (39) *Jord.*, *Get.* 11, 71. Zur Frage R. Helm, *Allgem. Religionsgesch.* 2, 1, 49. — (40) *Poll.* 7, 58. Ebenso die Palmyrener, bei denen sogar der pilos mit Vortrieb besetzt begegnet: M. Kostovtzeff, *Caravan Cities* Taf. 23, 1. — (41) *Euclid*, 4, 131, 1 Abl.; Weiteres bei *Metolizka*, *ME.* 11, 379. — (42) *Metolizka*, a. D. 379. — (43) Zum folgenden J. Cumont, *Fouilles de Doura-Europos* 267 f.; Taf. 99, 2; M. Kostovtzeff, a. D. 193 Abb. 1; 196. — (44) J. Garre, a. D. 66, 9. — (45) *Jord.*, *Get.* 11, 71 tyaris, quos pillos alio nomine nuncupamus. — (46) E. Herzfeld, *Archeol. History of Iran* 80 Abb. 10. — (47) J. Hadin, *L'oeuvre de la délégation franç. en Afghanistan* Abb. 39 B; 55 B; ein pilos Abb. 38. — (48) M. Kostovtzeff, *Dura-Europos and its Art* Taf. 14, 1. — (49) M. P. Toll, *Recueil Kondakov* 93 f. — (50) J. Garre, a. D. 57; M. Kostovtzeff, a. D. 231; 241. — (51) Über den *πλός ἀστερωτός* M. Kostovtzeff, *Journ. Hell. Stud.* 39, 89 f.; *Yale Class. Stud.* 5, 231; 241. — (52) G. Hill, *Catal. of Greek Coins of Arabia, Mesopotamia and Persia* Taf. 13-14; 16-17 (Ephra); 34-37 (Persis); 41; 53 (Elymais); 47 (sub-characanian). — (53) H. Delbrück, *Consulardiptychen* 149. — (54) H. Delbrück, a. D. 149. — (55) *Quaeisr 'Amra*, herausgeg. v. d. Kaiserl. Akademie d. Wiss. 1-2; E. de Sorey, *Ars Islamica* 1, 34; über den heutigen Zustand des Frestos Jaussen-Cavignac, *Mission archéol. en Arabie* 3, 89; über die Inschriften 97 f. — (56) E. v. Sacken, *Jahrb. d. kunsthist. Samml. d. Allerhöchsten Kaiserhauses* 2, 33 f. — (57) Das folgende nach einer mündlichen mitgeteilten Vermutung von J. Neumann-Göttingen. — (58) Dazu E. Wolff, *Hermes* 69, 153 f. — (59) M. Kostovtzeff, *CAH.* 11, 97.

Herbert Weinelt / Die frühgeschichtliche Wehranlage im Forêt Domnaiche bei Lusanger (Vaire Inferieure)

Die Wälder der Bretagne bergen zahlreiche Geheimnisse. So viele Wege und Straßen sie auch kreuzen, man kann sie dennoch nicht recht durchdringen. Dichtestes Busch- und Rankenwerk sperrt sogleich neben den Wegen die Sicht. Aber es ist oft auch recht beschwerlich, durch den wirren Unterwuchs hindurchzukriechen. Die Waldwege sind nur bei großer Trockenheit gut begehbar, fällt Regen, dann werden sie tief morastig. Das Bild, das über die Wege wechselt, ist sofort wieder im Gestrüpp verschwunden. Man kann, wenn man einmal im Wald selbst steht, keinen rechten Überblick mehr gewinnen.

Wird eine neue Straße durch den Wald gebaut oder kommt es aus einem anderen Grund zu Erdbewegungen, da stößt man hier auf gallorömische Bauten, auf römische Ziegel, auf terra sigillata, oder dort kommen merowingische Scherben mit den bezeichnenden kreisrunden Einschnittverzierungen mit dem Punkt der Mitte zum Vorschein. An anderer Stelle liegt unter einem mittelalterlichen Hausrest eine Siedlung der Mittelsteinzeit. Wir sind in uralt besiedeltem Land, das Kulturen kommen und vergehen sah und dort, wo über ehemals gepflügtes und besiedeltes Land nunmehr der Wald wächst, da sind auch die Überreste vergangener Zeiten besser auf unsere Tage gekommen.

Der Forêt Domnaiche – in älterer Zeit, seltener noch heute, auch Domnaiche, Domnesche geschrieben – liegt auf dem Katastralgrund des Dorfes Lusanger und an der von Châteaubriant, dem Hauptort des gleichnamigen Arrondissements, nach Derval führenden Straße. Wir sind in der südöstlichen Bretagne, im Département Vaire Inferieure. Die Straße Châteaubriant-Derval hat zwei vormals wichtige Burgen an ihren Endpunkten. Die Burg Châteaubriant kann ihre Entstehung aus einer einfachen Turmburg nicht verleugnen. Auf ihrem Standort erhebt sich heute und seit Jahrhunderten der mächtige, viereckige Wohnturm, an den sich eine dem Gelände angepasste Burg anschließt, bei der die Wohnbauten und die Kapelle von innen an die Ringmauer angelehnt stehen. Das Tor ist von zwei vorspringenden halbrunden Türmen flankiert, jener in Frankreich so häufigen Form des festen Tores. Die Wirtschaftsgebäude hatten in der geräumigen Vorburg ihren Platz, an ihre Stelle trat in den Zeiten der Renaissance ein großes, wohnliches Schloß, das noch halbwegs erhalten ist, während die Burg verfiel und nur mehr zum Teil bewohnbar ist. Die Burg Châteaubriant ist im 11. Jahrhundert begründet worden, aus diesem Zeitraum stammt auch die Burg bei Derval, das Schloß Saint Clair. Heute ragt nur noch eine Wand des runden Donjon in die Höhe, alle anderen Mauern sind fast dem Erdboden gleichgemacht. Ein tiefer Wassergraben umzieht die Hauptburg und Teile des Vorwerks, früher kam dazu noch ein Teich. Château de Saint Clair war ein sehr starker Wehrbau, neun Türme sollen neben dem Donjon noch vorhanden gewesen sein. Hier war der Sitz der mächtigsten Grafschaft im Bereich von Nantes, die Herren der Burg hatten ein Palais in Nantes, es ist das heutige Rathaus (1).

Und die Burgstelle im Forêt Domnaiche?

Dichtes Buschwerk und dichter Wald bedecken sie, da und dort ragen meterhohe Mauerreste darüber. Hart daneben liegt die Prairie vom Domnaiche, die einst ein Teich gewesen ist und an dieser Stelle die Burg wesentlich schützte. Die Umgebung ist vollständig eben, natürlicher

Schutz war keiner vorhanden. Das Hauptstück der Anlage ist ein durchaus regelmäßiger Bau, die eigentliche Burg. Ihr Grundriß bildet ein Rechteck von 45 m Länge und 36 m Breite. Die Ringmauern sind verschieden stark, so im Norden 1,35 m, im Westen 1,38 m und im Süden 1,25 m. In der Richtung der Längsseiten springen aus allen vier Ecken Bauten um ein Geringes aus der Umfassungsmauer heraus. Am besten davon zu erkennen ist der Bau in der Südwestecke. Er springt 1,65 m vor, ist 5,30 m breit (innen) und in zwei Räume geteilt, von denen der eine 6,90 m lang und der andere nur wenig kleiner ist. Vom Bau in der Südwestecke ist am wenigsten erhalten, er hatte jedenfalls außen eine Breite von 9,00 m. Auch das Haus in der Nordwestecke ist nicht mehr deutlich genug erkennbar; es mißt außen 10,00 m; wie lang es war, ist fraglich. Man kann aber noch eine Unterteilung feststellen, und zwar in etwa 4 m Tiefe. Aus der Nord- und aus der Westseite springen zwei viereckige, innen offene flankierungstürme hervor. Der erstere tritt 1,75 m aus der Umfassungsmauer heraus, er mißt innen 1,60 m und außen 4,80 m. Der Westurm ist dagegen schwächer, er ist außen nur 3,55 m breit. Aus der Südfront treten zwei halbrunde, ebenfalls nur schwache flankierungstürme hervor, die 4,30 m breit sind. Es ist nicht ausgeschlossen, daß noch ein dritter solcher flankierungsturm und zwar gegen die Südostecke hin vorhanden war. Die Außenfront wäre dann regelmäßig gegliedert gewesen. Der Bau in der Nordostecke der Umwehrung war der kleinste mit 7,25 m Breite und 8,50 m Tiefe. Er enthält noch ein starkes gemauertes Viereck und dies aus einem besonderen Grund: von hier ging die Verbindung zum großen Wehr-Wohnturm, zum Donjon, der ganz frei außerhalb des bisher beschriebenen Hauptbaues stand. Von ihm ist nichts mehr übrig, nur der geschüttete Unterbau, der Turmhügel (motte) blieb erhalten. Er hat eine ovale Oberfläche von 9 m Breite und 13 m Länge. Das ist im Vergleich zu den anderen Turmhügeln des Gebietes nur ein bescheidenes Maß. 6 m hoch erhebt sich der Hügel über den Wasserspiegel des Grabens an seinem Fuß. Gegen das nordöstliche Eckhaus geht vom Turmhügel ein steinerner Unterbau weg, der die Auflage für die kleine Zugbrücke bildete, die den Donjon mit dem Hauptbau verbunden hat. Der zu überbrückende Zwischenraum war mit 2 m Breite nur gering. Die Süd- und die Ostseite des Hauptbaues sind heute noch von Wassergräben geschützt.

Der Hauptbau und der Donjon bildeten wohl den Kern der Gesamtburg, machen aber an Fläche nur einen Bruchteil davon aus. Stark und umfangreich sind die restlichen Schutzwerke. Die Nord- und Westseite des Hauptbaues umklammert ein breiter Wall, der bis 4 m hoch ist. Der dazwischenliegende Graben ist mit 7 bis etwa 10 m Weite kein bedeutender Schutz gewesen, auch wenn man in Rechnung stellt, daß er vordem mit Wasser gefüllt war. An der Südseite war dieser Graben übrigens durch eine in der Richtung der südlichen Umfassungsmauer des Hauptbaues weiterlaufende Mauer gesperrt und diese Sperrmauer hat dann hier noch den Wall als Futtermauer eingefast. Beim Ende dieser Futtermauer im Osten steht man in ihr ein kreisrundes, tiefes mit Wasser gefülltes Loch, möglicherweise einen Brunnen, wie ein solcher auch in der Umfassungsmauer gleich südlich des nordöstlichen Eckbaues vorhanden ist. Dieser hat einen Durchmesser von 70 cm. War nun aber am Wall ein Brunnen notwendig, dann hat doch augenscheinlich noch etwas anderes hier gestanden, um so sicherer, wenn man überlegt, daß der zweiarmlige Innenwall im Norden 13–15 m breit ist. Bebauungsspuren lassen sich aber zur Zeit nicht nachweisen. Nach einem tiefen Graben mit einer Sohlenbreite von etwa 7 m folgt dann im Westen ein weiterer, sehr breiter Innenwall, der bis

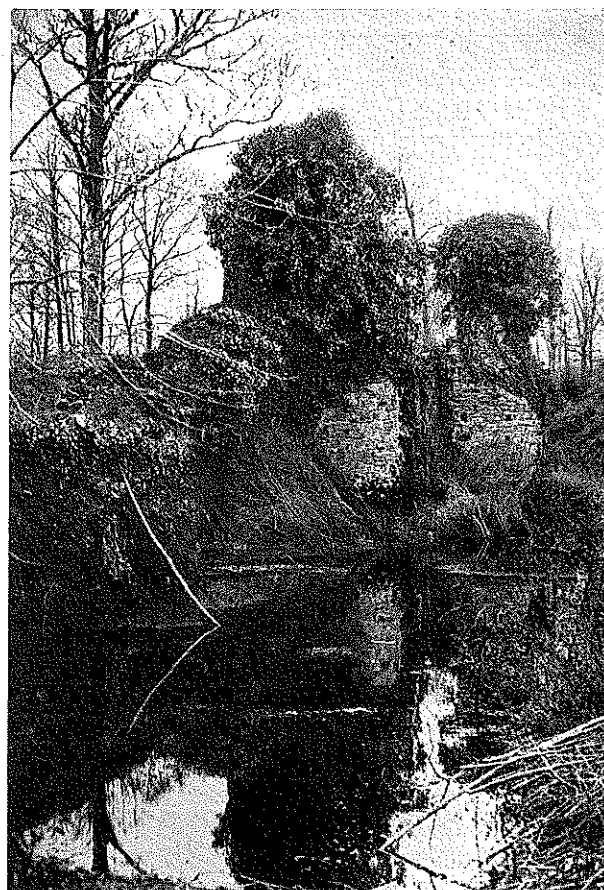


Abbildung 1. Ruine im Forst Domnaiche bei Lusanger. Aufnahme Verfasser.

22 m breit ist und im Norden nach einer Abschnürung einen nach Osten laufenden Arm hat, auf dem ein kleiner, aber steiler und spitzer Erdfegel sitzt, den das Volk la butte nennt, also genau so, wie die meisten Turmhügel im Volk bezeichnet werden. Er wird einen Zweck gehabt haben, umsonst hat man ihn gewiß nicht aufgeschüttet. Trug der breite Innenwall eine Art Vorwerk, dann ist hier wohl der Unterbau eines kleinen Turmwerkes gewesen. In der Abschnürungsstelle dieses Wall'es liegt ferner ein Tümpel als Rest des Wassergrabens, der alle Innenwälle umschlossen hat. Um die gesamte Anlage zieht der weitere ein Außenwall, dessen Krone 5-7 m breit ist. Seine Höhe ist sehr verschieden. Im Norden, gegen die Prairie bzw. den einstigen Teich hin, ist seine Höhe 2 m, ebenso im Westen, im Süden dagegen 8 m. Das ist ein sehr stattliches Maß, solch ein Wall war denn auch ein wirklicher Schutz. Von diesem Außenwall zieht im Osten noch ein Arm gegen Norden, den man als dritten Innenwall bezeichnen könnte. Es entsteht so noch eine große Innenfläche, von einer Breite bis 40 m, die aber nicht unter Wasser gesetzt war. Sie wäre sinnlos, wenn nicht angenommen wird, die Fläche sei auf irgendeine Art für die Burg genutzt gewesen.

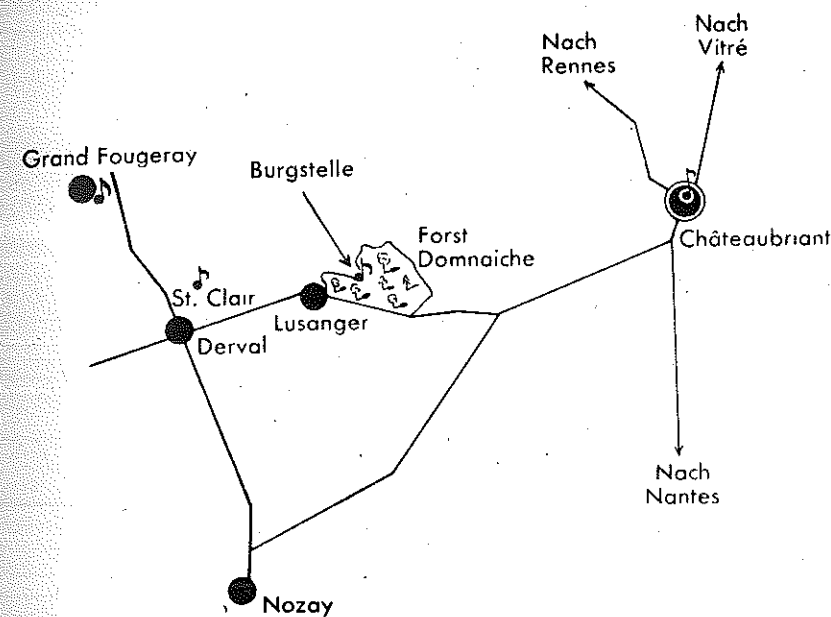


Abbildung 2. Lageplan der Burgstelle.

Als größte Längen der Gesamtanlage ergeben sich nahezu 200 m, als größte Breite 125 m. Der Turmhügel ist, wie bereits gesagt wurde, nicht besonders groß, er hat also nur einen kleineren Donjon tragen können. Der Donjon ist entwicklungsgeschichtlich bei sehr vielen französischen Burgen Kern der Anlage. Das ist in zweifacher Hinsicht zu verstehen: Einmal so, daß viele Burgen zuerst aus nichts anderem als aus dem Donjon bestanden haben, daß im Anschluß daran aber eine Burg anderer Baugesinnung wuchs. Zum zweiten, daß aus der Grundform des Wohnturms durch seine Weiterentwicklung ein regelmäßiger, vierflügeliger Château-Typ entstand. Im vorliegenden Fall ist es das bemerkenswerte, daß nicht der Versuch gemacht worden ist, den auch hier möglicherweise älteren Donjon in den Bering der eigentlichen Burg, des Hauptbaues, einzubeziehen, sondern daß er als weitgehend selbständiger Bau außerhalb blieb. Es muß allerdings auch erwogen werden, ob nicht der Hauptbau den älteren Teil darstellt und der Turmhügel erst später hinzugefügt worden ist. Das ist keineswegs ausgeschlossen, denn dem Hauptbau kommt sicher auch ein sehr hohes Alter zu. Das Haupthaus, das château, wurde danebengefügt. Den Donjon aus einer unmittelbaren altrömischen Wurzel in der Bretagne ableiten zu wollen, ginge vielleicht an, trifft aber keinesfalls zu. Denn die Übung, sich mehrstöckige Wohntürme auf geschütteten Hügel zu errichten, kam von den Normannen; eine Übung, die sich im nördlichen Frankreich in den zahlreichen Kriegen rasch ausbreitete und die dem ebenen Gelände weithin Rechnung trug. Das Haupthaus neben dem Turmhügel zeigt eine andere Baugesinnung. Die Wehreinrichtungen, soweit sie der

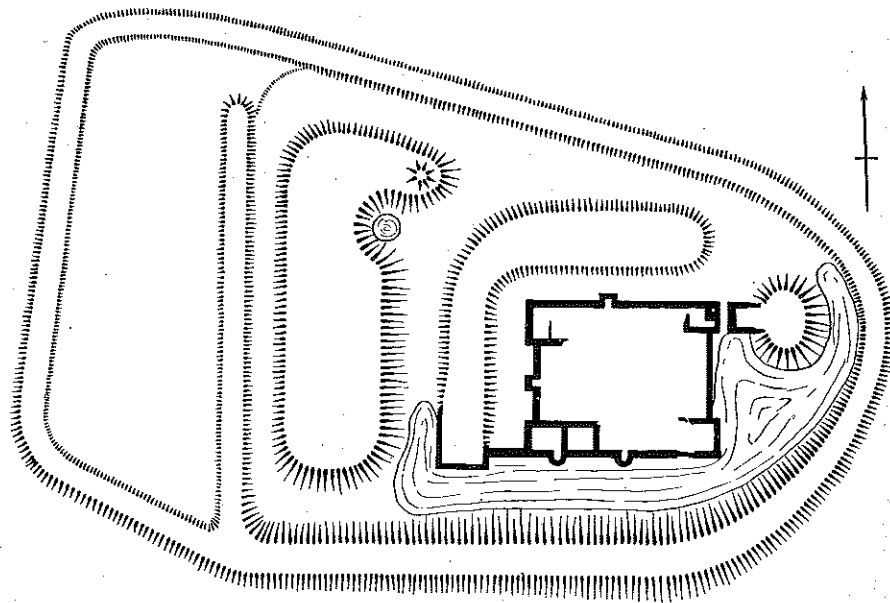


Abbildung 3. Die Ruine im Forst Domnaiche bei Enfanger (Vaire-Inf.).

Grundriß der Mauerreste erkennen läßt, zeigen noch keine vorgeschrittene Entwicklung. Wohl sind bereits flankierungstürme da, indes sie sind mit ihren 3,55–4,80 m Außenlänge keine starken Bauten gewesen. Es fehlen ganz die großen runden flankierungstürme, die wir bei den hochmittelalterlichen französischen Burgen erwarten, es ist auch kein Torbau vorhanden, wenigstens tritt in den Grundmauerresten kein solcher in Erscheinung. Und dem Tor hat man auch in dieser Gegend Frankreichs eine besondere Stärke gegeben. Die Umfassungsmauern sind mit 1,25–1,38 m keineswegs besonders dick und widerstandsfähig. Was uns noch an Resten von Bauten innerhalb der Umfassungsmauer begegnet, ist nicht so, daß es auch auf besonders große oder wohnliche Räume weisen würde. Doch hier kann schon so viel zerstört worden sein, daß kein dem einstigen Bestand auch nur annähernd gerecht werdendes Bild mehr entsteht. Ist somit nichts vorhanden, das irgendwie den Formen und Baumeisen des hochentwickelten französischen Burgenbaues entspricht, so springt doch eines ins Auge, die gewollt regelmäßige Planung des Hauptbaues. Diese Tatsache und ein erster Gang durch die Ruine ohne genaue Kenntnis der Einzelheiten des Grundrisses lassen die Ansicht aufkommen, daß dieser Bau gar nicht so alt sein könne und auch lange bewohnt sein müsse. Beides stimmt nun freilich bei näherem Zusehen gar nicht. Gegen ein langes Bestehen als Wehrbau sprechen die nur der Frühzeit des steinernen Burgenbaus angemessenen schwachen Verteidigungseinrichtungen des Hauptstückes. Wir hätten weit vorspringende Mauertürme für eine wirksame flankierung zu erwarten und einen starken Torbau. flankierungsbauten sind wohl

da, sie sind aber noch nicht recht ausgeprägt. Nun fehlen allerdings in der Ruine auch alle Schmuckformen, die eine nähere Datierung ermöglichen würden. Gewiß waren einst Werkstücke bei den Umrahmungen der Fenster und Türen vorhanden, aber sie sind als begehrtes Baumaterial zuerst herausgebrochen worden.

Der Bau der regelmäßigen viereckigen, an die Anlage der Kastele anklingenden Burgen geht auf römische Tradition zurück, die hier lange lebendig blieb, die sich aber keineswegs durchgesetzt hat. Ist es einerseits der Donjon, der für die Burgenbauten der östlichen Bretagne kennzeichnend ist, so andererseits auch eine durchaus runde bzw. dem Gelände angepasste Führung der Ringmauer, wie wir sie bei den mitteldeutschen Höhenburgen gewohnt sind. Es lebt im Burgenbau der östlichen Bretagne in diesem Fall deutlich das indogermanische Erbe weiter. Die Planung des Hauptstückes der Burg im Forst von Domnaiche ist aus einer anderen, aus der gallorömischen Wurzel erwachsen, die ihrerseits an mittelmeerländische Traditionen anknüpfte.

Mit den regelmäßig geplanten châteaux, wie sie bereits in der Spätgotik auftauchen, hat die Burg ebenfalls nichts zu tun. Denn damals werden regelmäßige Wohntrakte modern, gerade die an die Ringmauer angelehnten Bauten der Burg im Forst von Domnaiche sind aber unregelmäßig. Regelmäßig, streng geplant ist dagegen der Gesamtumriß. Bei der Errichtung der Erdwerke ist man aber bereits wieder anderen Grundsätzen gefolgt, den man hätte ebenso gut auch ganz gleichförmig viereckige Wälle und Gräben bauen können. Die große, von der Gesamtanlage eingenommene Fläche erinnert mit ihrer Länge von 200 Metern fast noch an eine Volksburg. Indes, umfangreiche Burganlagen des Mittelalters sind hier durchaus üblich. Wir fassen zusammen:

Die Burg zerfällt in zwei entwicklungsgeschichtlich nicht zusammenhängende Teile, in den Turmhügel und den danebenliegenden Hauptbau. Jener ist aus der normannischen Tradition erwachsen, dieser einer gallorömischen Überlieferung. Die Burg gehört in die Anfangszeiten des steinernen Burgenbaues in der östlichen Bretagne, sie ist nicht lange – zumindest nicht als Wehrbau – benutzt worden, da die Verteidigungseinrichtungen noch recht unentwickelt sind. Ich halte dafür, daß der viereckige Hauptbau noch bis in die karolingische Zeit zurückreicht. Er könnte sehr wohl dem 9. Jahrhundert entstammen.

Quelle sind mir nicht bekannt geworden. Das Mauerwerk zeigt kleine quaderförmig hergerichtete Steine wie etwa der noch ins 10. Jahrhundert zurückgehende Bau am Turmhügel in Soulbache (nördlich von Châteaubriant, Vaire Inferieure) oder wie die Burgruine des Château de St. Clair bei Derval, in seinen auf uns gekommenen Resten, das dem 14. Jahrhundert entstammt.

Nach dem Heimatgeschichtum begegnet die Burgstelle in keiner Urkunde, ihr Name ist unbekannt.

Man ist versucht, in der Nähe eine Sammelsiedlung zu suchen, aber der undurchbringliche Wald macht dieses Bemühen zunichte. Doch sah ich im Sommer 1941 etwa 400–500 m abseits von der Ruine und zwar an dem breiten, von La Gibottiere kommenden Fahrweg in einer Lehmgrube so viele dicht auf- und beieinanderliegende Bruchsteine, daß es sich nur um den Rest eines Steinhauses gehandelt haben kann.

(1) Bulletin de la Société archéologique et historique de Nantes et de la Loire Inferieure 73, 1933, S. 355 f.

Aus der Landschaft

Bollmar Kellermann, Der Caseler Johanne.

In seinem Buche: Volkskunde der Slawen berichtet Tetzner (1): Bei den Sorben (2) verummte man einen Johann mit birkenrindener Larve und Blütengewinden. Er mußte durch's Dorf reiten und ward von den Jungen zu haschen gesucht und seiner Blumen beraubt, die heilbringend sein sollten. — Schon damals (um 1900) war dieser Brauch nach Tetzners Angaben ausgestorben — und doch lebt er in wenig veränderter Form weiter bis in die Gegenwart.

Wer heute am Sonntag nach der Sommerjohannisnacht nach Casel (Kr. Kalau) kommt, kann den ganzen Vorgang noch so beobachten, wie Tetzner ihn schilderte: Nicht weit vom Dorfe liegt ein Wäldchen, an dessen sandigem Rande sich die unverheirateten Mädchen treffen und aus vormittags gesammelten Kornblumen lange Gewinde drehen. Aus frischem grünen Rohr wird ein spitzer Helm gefertigt und mit Seerosen und bunten Papierbändern geschmückt. Ein junger Bursche aus der Dorfgemeinschaft muß nun das langwierige Geschäft des Einkleidens über sich ergehen lassen. Sorgsam wird ein Gewinde nach dem anderen um Körper, Arm und Bein gelegt und mit ein paar Stichen festgenäht. Zum Schluß wird auf den Kopf des nun mächtig gepanzerten blauen Kornblumenmannes der Helm gestülpt und jetzt ist alles zum eigentlichen Fest bereit. Da naht auch schon vom Dorfe her unter Vorantritt der Musik ein feierlicher Reiterzug. Voran zwei Burschen, die ein lediges Pferd zwischen sich führen, die übrigen folgen in straffer Formierung. So wird der »Johanne« abgeholt. Er besteigt das ledige Pferd, dessen Hals ebenfalls mit Kornblumenranken geschmückt ist und den Reitern



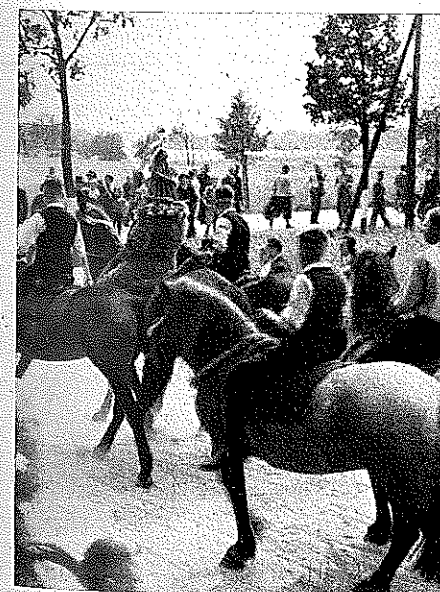
Abbildung 1 (oben). Der Spitzhelm des Caseler »Johanne«.
Abbildung 2 (unten). Der »Johanne« wird umwickelt.

folgen nun die Mädchen in ihrer rot-weißen Festtracht. Der Zug bewegt sich durchs Dorf bis hinaus auf einen sandigen Weg, den an beiden Seiten Schranken säumen. Hier hat die gesamte übrige Einwohnerschaft sich ein-



Abbildung 3 (oben). Krönung mit dem Seerosenhelm. Abbildung 4 (unten). Die Einholung des Kornblumenmannes.

gefunden. Von seinen beiden Begleitern geleitet, sprengt der Johanne im Galopp über die Bahn, während die anderen berittenen Burschen vergeblich versuchen, den Kornblumenmann vom Pferde zu reißen. Doch



bald mischen sich die Zuschauer ein. Schreiend und pfeifend tanzen sie vor den Pferden, doch erst nachdem die Begleiter ihren Schützling verlassen haben, gelingt es einigen beherzten Männern, dem Pferd in die Zügel zu fallen — und was nun geschieht, ist das Werk eines Augenblickes; im Nu ist der Johanne vom Pferde gerissen und in den Graben geworfen. Ein dichtes Gedränge umgibt ihn, in dem ein jeder versucht, sich eine der Kornblumenranken oder ein Stück des Helmes zu verschaffen, die als heilbringend gelten und das ganze Jahr über bewahrt bleiben. In kürzester Zeit ist der Johanne seines blauen Schmuckes entkleidet und alles begibt sich hinüber ins Dorfgasthaus, wo er mit seinem Mädchen den Tanz eröffnet. Dabei trägt er den zweiten, vorsorglich gefertigten Seerosenhelm. Dieser wird um Mitternacht versteigert — mit dem Erlös hält sich der Johanne für die ausgestandenen Mädchen schadlos (3).

*

Hier tritt uns augenscheinlich der gleiche Brauch entgegen, den Tetzner erwähnt. Nur von der birkenrindenen Larve sind keine Spuren geblieben. Doch haben wir es nicht mit einem wendischen Brauche zu tun, wie Tetzner noch vermutet, vielmehr handelt es sich bei dem Johanne um eine Gestalt, die unzweifelhaft in einen sommerlichen Brauchstumskreis gehört, der im deutschen Lebensraum weit verbreitet ist.

Betrachten wir zunächst die Gestalt des Johanne. Sein Kornblumenkleid scheint ein sommerliches Gegenstück zu dem des winterlichen »Strohnickel« zu sein, der sich im ganzen deutschen Brauchstumsgebiet findet. Merkwürdig ist der Schilfrohrhelm, für den sich beim näheren Zusehen jedoch einige Gegenstücke darbieten. Thiele (4) verweist auf den bei Brunner (5) abgebildeten Kinderhelm aus Teltow und auf eine schwedische winterliche Gestalt (ebenda S. 60), der ich das steiermärkische

»Schalamandl« gegenüberstellen möchte, das in seinem ganzen Erscheinungsbild eine starke Ähnlichkeit mit unserem Johanne aufweist (abgeb. in Germanien 1938, S. 132). Eine weitere verbläffende Übereinstimmung ergibt sich bei der Betrachtung des oberbadischen »Pfingst-häs«. Hier wie dort die gleiche Form der Pyramide, besonders auffällig bei der Kopfbedeckung des kleinen Begleiters (5 a). Auch der Schmuck mit Blumen und Blättern zeigt weitgehende Übereinstimmung. Schließlich findet sich die Pyramide in ähnlicher Ausformung auch im Festzug des Heidelberger Sommertags, wenn sie hier auch als vom menschlichen Träger gelöst erscheint.

Der Brauchkreis, in den der Johanne sich einordnet, wird aus folgendem deutlich: Da ist der pfälzisch-saarländische »Pfingst-quack« (quack = lebendig) (6), ein mit einem Kleid aus grünem Laub, Gras, Bändern und Blumen bedeckter Junge, der, ebenso wie das Schwäbmer Pfingstmannchen und viele andere, als Gabenhäischer durch das Dorf zieht. Er weist die gleichen Züge auf wie der Johanne, wenn auch hier das ursprüngliche Brauchtum durch sein Absinken ins Kinderspiel eine gewisse Umformung erfahren hat. Wesentlich ist die Mitteilung, daß früher Quackritte stattfanden. Damit kommen wir zu den sommerlichen Reiterspielen, die besonders in der Mark Brandenburg (um Himmel-fahrt beginnend bis Johanni und den Festkreis der Ernte) verbreitet sind. Maskengestalt und Reiterpiel erscheinen also beim Quack und dem Johanne vereint. — Auch der bayrische »Wasservogel« wird von Reitern aus dem Walde geholt, wo die Mädchen des Dorfes ihn ankleiden (7), und hierher gehört auch der märkische Pfingstkärl oder Pfingstkäam (der beim pfingstlichen Viehaustrieb zuletzt kommende Pferdejunge), der von Kopf bis Fuß mit Feldblumen behangen, gabenheischend durch das Dorf geht (8).

Aus allem erhellt die Sinnbedeutung:

Das Kleid aus Blumen zeigt die überströmende Fruchtbarkeit, die als Sinnbild der sommerlichen Reife gewertet sein will. Dem gegenüber steht als Widerpart der winterliche Strohmann, der in den Faschachtsumzügen häufig verbrannt wird. Deutlich sind weiter die Beziehungen zum lebenspendenden Wasser in dem Helm aus Rohr und Seerosen, ebenso in der Verwandtschaft zum Quack, Wasservogel und ähnlichen Gestalten, denen wir weiter an den Brauch des Brunnenschmückens zum Mittsommerfest (Wunsiedel, Popenroder Brunnensfest). Jedes Stück des Festkleides gibt Fruchtbarkeit und Segen und wird deshalb das Jahr über aufbewahrt. Endlich die merkwürdige Form des Helmes, die aber auch sonst im Brauchtum nicht selten vorkommt. Ich nenne als Beispiel nur das Aufseer Faschingspaar, dessen Kopfbedeckung starke Ähnlichkeit mit der des Johanne aufweist. Hier scheint das Bestreben, eine besondere Größe der Gestalt zu betonen und damit ihre »Göttlichkeit« hervorzuheben, wirksam zu sein. Damit gehört der Johanne auch in das deutsche Maskenbrauchtum hinein; hier verschwindet der darstellende Mensch unter dem Darzustellenden.

So ordnet sich der Caseler Johanne ein in das pfingstliche und mittsommerliche Brauchtum des deutschen Volkes. Seine erfreuliche Lebendigkeit zeigt, daß auch im »brauchtumsarmen« ostdeutschen Gebiet noch vieles lebendig ist, was noch wenig bekannt wurde, aber doch nicht vergessen werden sollte.

(1) S. 333. — (2) Sorben = Wenden. — (3) Vgl. Brunner: Ostdeutsche Volkskunde, S. 231 und Niederlausitzer Mitt. 16, 39; 1, 470; 6, 29. — (4) S. D. Thiele: Sinnbild und Brauchtum, S. 60. — (5) Abb. 46. — (5 a) Vgl. H. Winter in »Germanien« 1941, S. 99 und Fr. Möhlner in »Germanien« 1939, S. 222 f. — (6) Spamer-Gras: Deutsches Brauchtum im Jahreslauf, S. 28. — (7) Strobel: Bauernbrauch im Jahreslauf, S. 123–25. — (8) Kuhn: Märkische Sagen und Märchen, S. 316 f.

Die Bücherwaage

Urgeschichtsstudien heiderseits der Niederelbe. **K. H. Jacob-Griesen** als Festschrift zum fünf- und zwanzigjährigen Dienstjubiläum gewidmet von Freunden, Mitarbeitern und Schülern. Herausgegeben von G. Schwantes. Verlag von August Bag, Hildesheim. 1939. 8°, VII u. 369 S., 250 Abb. Geb. 9.50 RM.

Im Jahre 1939 war es 25 Jahre her, daß Karl Hermann Jacob-Griesen an die urgeschichtliche Abteilung des Landesmuseums zu Hannover berufen worden war. Die Entwicklung dieser Abteilung zu ihrer heutigen Bedeutung und der Aufbau der urgeschichtlichen Denkmalspflege in der Provinz Hannover spielen in diesen Zeitraum. Aus Anlaß dieses 25jährigen Arbeitsjubiläums fanden sich eine Anzahl von Fachgenossen zusammen, um dem Jubililar mit einer Gedächtnisgabe einen Querschnitt durch die Arbeit des verflochtenen Lebensabschnittes zu geben. Denn der gegenwärtige Stand der Urgeschichtsforschung an der Niederelbe war durch die Arbeit des Jubilars entscheidend beeinflusst und zum Teil überhaupt erst ermöglicht worden.

Durch die Anordnung der 22 Aufsätze um einen gemeinsamen Mittelpunkt — die Vergangenheit des unteren Elbegebietes in seiner weitesten Auffassung — wurde in glücklicher Weise die inhaltliche Beziehungslosigkeit der einzelnen Beiträge vieler anderer Festschriften vermieden. Man darf dieser Lösung der Festschriften, deren mangelnde innere Ausrichtung Gegenstand scharfer Kritik geworden war, unbedenklich zustimmen und sie für nachahmenswert halten.

Die Beiträge bringen Untersuchungen zur Methode und aus wissenschaftlichen Nachbargebieten, Behandlungen einzelner Urgeschichtsfragen und schließlich bemerkenswerte Fundberichte.

Zur ersten Gruppe gehören Aufsätze von H. Gummel-Potsdam, der im kommenden Denkmalschutzgesetz nicht die Initiative des privaten Sammlers gänzlich ausgeschaltet wissen möchte, und K. Kersten-Kiel, der von seinen reichen Erfahrungen in der schleswig-holsteinischen Landesaufnahme der urgeschichtlichen Denkmäler mittelst A. Tügen-Hannover breitet seine für die Urgeschichte wertvollen Ergebnisse der Erforschung bestimmter Pflanzengesellschaften auf den verschiedenen Bodenarten aus, wobei es ihm gelingen ist, unter gewissen Bedingungen auch längst vergangene Waldbestände im Bodenprofil nachweisen zu können.

Das Problem einer spätbronze-frühelisenzeitlichen Gefäßform im Gebiet zwischen Niederelbe und Niederrhein behandelt K. Tackenberg-Bonn, während H. Hoffmann-Münster frühbronzezeitliche Funde aus dem Paderborner Gebiet untersucht. E. Sprockhoff-Frankfurt a. M. stellt bestimmte Bestattungsgebräuche an bronze- und eisenzeitlichen Hügelgräbern Niedersachsens heraus. Auch G. Schwantes bringt eine wichtige Beobachtung zum Totenkult, indem er auf dem langobardischen Friedhof von Nienbittel glaubt Kenotaphien nachweisen zu können. — In einem Aufsatz »Nordwestdeutschland und die Heimat der Germanen« will H. Jankuhn-Kiel das germanische Kernland für Deutschland wesentlich auf Schleswig-Holstein beschränken. Die terminologische Klärung der Stufe von Darzau führt G. Körner-Lüneburg durch und beugt einer möglichen Verwirrung vor, die dadurch entstehen kann, daß der Fundort des berühmten kaiserzeitlichen Friedhofes in Wirklichkeit nicht in Darzau, Kr. Dannenberg, sondern in dem benachbarten Quarstedt liegt. Mit den Sachsen beschäftigen sich zwei Aufsätze von A. Genrich-Hannover und R. Hude-Breslau, von denen der erstere sich mit dem Aufkommen der Körpergräber in den sächsi-

sehen Friedhöfen abgibt, während der andere sächsische Funde der Völkerwanderungszeit aus Westfalen mitteilt. D. Henze-Marburg untersucht die Frage „karolingische curtis“ oder „Heinrichsburg“ für die Ballanlage bei Bennigsen, Kr. Springe. Schließlich führt W. Haarnagel-Wilhelmshaven für die Frage des Ursprungs des Niedersachsenbaues neue Ausgrabungsergebnisse von Wurtten der Nordseeküste vor.

Fundberichte geben N. Dehne-Berlin über neue Tiefschifftonware aus der Prignitz, L. Joh. Berlin über einen jungsteinzeitlichen Beiwahrfund von etlichen Steinbeilen aus Dissen, Kr. Cottbus, W. Wegewitz-Hamburg-Harburg über einen Klappstuhl aus einem älterbronzezeitlichen Hügelgrabe von Daensen, Kr. Harburg, und B. Linde-Wefermünde mit D. Schröder-Bremen über die Feststellung einer bronzezeitlichen Wegstrecke bei Meckelftedt. G. Haseloff-Kiel zeigt einen bemerkenswerten Grabhügel aus Schleswig-Holstein. Ferner bringen W. D. Asmus-Hannover Nippdorfurnen aus Mecklenburg und J. Elshler-Duisburg-Hamborn den „Edelaker Topf“ aus dem Nordseeküstengebiet zur Kenntnis. R. Waller-Euxhaven teilt die Ausgrabung einer germanischen Badestube – einer „Sauna“ – mit, der ersten, die bisher innerhalb Deutschlands ermittelt wurde. So bietet die Festschrift einen vielseitigen Band von urgeschichtlichen Forschungsergebnissen um den unteren Elblauf herum. Sie kann als ein guter Überblick über den Forschungsstand ihres Gebietes angesehen werden und wird als solcher immer von Wert bleiben.

Hanns A. Potraf

Birger Pering, *Heimdall, Religionsgeschichtliche Untersuchungen zum Verständnis der altnordischen Götterwelt*. Lund 1941, Verlag Gleerup. Kr. 10.-

In der letzten Zeit wird der rätselhafte nord-

germanische Gott Heimdall, der einst eine größere Rolle im religiösen Leben des Nordens gespielt haben muß, von der Forschung besonders umworben. Nachdem Ohlmarks ihm eine umfangreiche Studie gewidmet hatte, liegt jetzt von Birger Pering ein Buch über Heimdall vor. Wie Ohlmarks lehnt auch Pering die Auffassung Heimdalls als Gott der Weltsäule ab, die vor allem Pipping zu begründen versuchte. Er sieht in Heimdall vielmehr den Land- und Hofgeist (Schutzgeist) der Götter, die nach alter Vorstellung wie Menschen in »Egenden« und »Höfen« wohnen. Das hieße aber, daß man den Göttern selbst Götter zuschreiben hätte; und das ist nirgend bekannt und ganz unwahrscheinlich. Zudem sprechen auch noch andere Gründe gegen diese Auffassung. Wenn aber auch diese Hauptthese nicht überzeugt, so enthält diese umfangreiche Untersuchung von Pering doch viel Wertvolles und zahlreiche wichtige Einzelhinweise. Besonders beachtenswert erscheinen mir die Darlegungen über das Wesen der Hof- und Landwichte im altnordischen Glauben und im neuen skandinavischen Volksglauben (in Kap. VI und X). Mit Recht wird auch auf die Ähnlichkeit der altnordischen Haus- und Hofgeister hingewiesen (Egfrus Seite 202ff.). Überrascht war ich durch Perings Bemerkungen über B. Rydbergs Heimdall-Auffassung (Seite 75), die er sehr stark hervorhebt, da ich in meiner hoffentlich bald erscheinenden Arbeit »Vesta, Untersuchungen zum indogermanischen Feuerkult« an diese wieder anzuknüpfen versuche. Rydberg sah in Heimdall einen Herdfeuergeist, ein germanisches Gegenstück des indoiranischen Agni, und diese Annahme hat mancherlei für sich. Wieles, was Pering jetzt festgelegt hat, scheint mir übrigens mit dieser alten Auffassung, die er ablehnen zu müssen glaubt, im Grunde gut vereinbar zu sein. Aber hier ist nicht der Ort, darauf weiter einzugehen.

Otto Huth

GEORG INNEREBNER

Sonnenlauf und Zeitbestimmung

im Leben der Urzeitvölker

Format: 17 × 25 cm · 45 Seiten Text und 23 Abbildungen auf Kunstdruckpapier
Kartonierte ca. RM 2.-

Wie leitete wohl durch aufmerksames Verfolgen der Vorgänge am Himmel der Vorzeitmensch seine Zeiteinteilung daraus ab? Erstmalig wird hier versucht, die gesamte Ordnungfrage, wie man die Erforschung vorgeschichtlicher Zeitbestimmungsarten auch nennt, in ein einheitliches System zu bringen und von allen Seiten zu beleuchten. Dabei kommt der Freund von Natur und Himmelswelt auf seine Rechnung und auch der mathematisch geschulte Forscher wird wertvolle Hinweise und Anregungen für eigene Arbeit finden. Nach einer kurzen Behandlung der für das Verständnis notwendigen Voraussetzungen, werden die für die einzelnen geographischen Breiten vom Äquator zum Pol verschiednen geltenden Grundbedingungen einander kritisch gegenübergestellt.

Alle Möglichkeiten der urzeitlichen Zeitbestimmung im Flachland, wie im Gebirge werden näher erörtert. — Sowohl die Jahreszeitenbestimmung aus Sonnenaufgängen und Sonnenständen, als auch die Tageszeiteinteilung aus der Schattenschwungung von Säulen und Stäben finden eingehende Würdigung. Eine Reihe ganz neuartiger Sonnenlaufskizzen und zahlreiche Diagramme erläutern in klarer Weise den interessanten Vorgang. Schließlich gibt ein neuentwickeltes Sonnenlaufdiagramm auch dem Laien die Möglichkeit, von einem beliebig gewählten Standort aus den Jahresablauf des Sonnenweges am Himmel für seine Umgebung festzustellen. Vorgeschichtlich interessierte Leser werden dadurch in die Lage versetzt, auch ohne Vorkenntnisse der Erforschung urgeschichtlichen Zeitgeschehens wertvolle Dienste zu leisten.

Abnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

Ruhlandallee 7/11



Einnachen kinderleicht mit Frico

rohe oder gekochte Früchte mit oder ohne Zucker
in Zubindegläsern und -gefäßen
Beutet 20 Pfg.

Hersteller: Frico-Dortmund-Postfach 223-Ruf 34732

Hauptvertriebsleiter: Dr. J. Otto Pfaffmann, Berlin-Dahlem, Pückerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Gröneberg, Berlin-Dahlem. Abnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck: Kasper & Callweg, München. Offsetdruck: J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.